

Gestaltung braucht Beziehung

Erfahrungen mit einer 19-jährigen Frau
in der Arbeit am Tonfeld®



Diplomarbeit

von:

Ursula Buchstab
Moltkestraße 24
72072 Tübingen

vorgelegt bei:

Professor Heinz Deuser und Joana Hüttner

Wintersemester 2004/2005

Staatlich anerkannte Fachhochschule für Kunsttherapie Nürtingen

Inhalt

1	Einleitung.....	1
2	Die Arbeit am Tonfeld® – Einführung in die Grundlagen.....	4
2.1	Das Entwicklungsmodell Jean Piagets.....	4
2.2	Aufbau von kognitiven Strukturen.....	5
2.3	Akkommodation und Assimilation.....	6
2.4	Organisation.....	7
2.5	Strukturbildung und Affektivität.....	8
2.6	Der Gestaltkreis.....	10
2.7	Symbolisierung in der Gestaltbildung.....	12
2.8	Bedingung als Möglichkeit zur Wandlung.....	13
2.9	Umgang – Entscheidung – Leistung.....	15
2.10	Das Setting.....	17
2.11	Die Rolle des Begleiters.....	18
2.11.1	Die hermeneutisch-analytische Kompetenz.....	19
2.11.2	Der verallgemeinerte Andere.....	20
3	Die therapeutische Beziehung.....	22
3.1	Die Beziehung nach dem Verständnis von Martin Buber.....	23
3.2	Die therapeutische Begegnung.....	24
3.2.1	Die innere Lebensgeschichte in der therapeutischen Begegnung.....	27
3.3	Der Wunsch im therapeutischen Dialog.....	28
3.4	Die Verinnerlichung.....	30
3.5	Erkanntwerden durch einen Anderen.....	33
3.5.1	Die Bedeutung des Unbewussten im dialogischen Erkanntwerden... ..	35
3.6	Übertragung und Gegenübertragung.....	35
3.7	Der Beziehungs- und Handlungsdialog in der Arbeit am Tonfeld®.....	37
4	Praxisbeispiel aus der Arbeit am Tonfeld®.....	39
4.1	Vorgeschichte und Ausgangssituation von Frau Schmidt.....	39
4.2	Das Setting.....	41
	Setting 1:.....	42
	Setting 5.....	44

Setting 6	46
Setting 7	48
4.3 Die Bedeutung von Übergangsobjekten und Übergangsphänomenen.....	49
Setting 8	50
Setting 9	52
Setting 10	53
Setting 11	54
4.4 Zusammenfassung.....	56
5 Schlussgedanken und Ausblick	57
6 Nachwort.....	58
7 Literaturverzeichnis	59
8 Abbildungsverzeichnis.....	62
9 Eidesstattliche Erklärung	63
Anhang: gekürzter Videomitschnitt auf DVD	

1 Einleitung

Wer künstlerisch formt,
formt sich selber.

(HENRY SCHAEFER-SIMMERN in SCHOTTENLOHER 1994 Bd.1, S. 28)

Wenn wir ein Bild malen oder in Ton plastizieren, überwiegt zunächst meist die Lust an den Farben, die Lust am Greifen und am Experimentieren mit dem Material. Im Verlauf dieses Gestaltungsprozesses wird permanent ein neuer Entwurf geschaffen und der vorhergehende Zustand aufgegeben – wir sind ständig gefordert, uns zu entscheiden. In all den potenziellen gestalterischen Möglichkeiten wählen wir zugunsten einer einzigen, um diese im weiteren Verlauf wieder zu verwerfen. Wir variieren Farben und Formen, wir übermalen, heben hervor und korrigieren. Wenn das Gestaltete in diesem Prozess einen gewissen Wert gewonnen hat, fällt uns weiteres Experimentieren schwer. Um diesen Gestaltungsvorgang, gleich in welchem Material, geht es in der Kunsttherapie. Er spiegelt und beeinflusst in seiner bildnerischen Dynamik den Zustand und die Befindlichkeit eines Menschen (MENZEN 2001). Die Gestaltung ist Ausdrucksform eines Prozesses, der durch uns selbst seine Bedeutsamkeit erhält. Was uns in der Gestaltung entgegenkommt, fordert uns zu neuem Handeln auf. Wir sind in einen Beziehungsdialo g gestellt, in dem wir uns, in der Wechselwirkung von Ausdruck und Eindruck, selbst begegnen und uns handelnd erkennen. „Im bildnerischen Gestalten verbinden sich Wahrnehmen und Handeln, sinnliche und geistige Erkenntnis“. (...) „Wahrnehmung strukturiert, selektiert und fokussiert, ordnet also die Welt (...)“ (SCHOTTENLOHER 1994 Bd. 1, S. 36).

VIKTOR von WEIZSÄCKER (1886 – 1957) beschreibt in seiner Lehre vom Gestaltkreis, wie Erleben und Wahrnehmen unabdingbar miteinander verbunden sind. Seine Kernaussage ist, dass wir durch unsere Bewegung uns und ein Anderes bestimmen. Dieses Gegenüber wirkt formend auf uns zurück. In der Arbeit am Tonfeld® wird dieser Zusammenhang in der formbaren Tonerde unmittelbar haptisch wahrnehmbar. Diese Methode wurde von HEINZ DEUSER entwickelt. Das Tonfeld ist ein flacher rechteckiger Holzkasten, der mit Ton ausgestrichen ist. Das Material nimmt jede Bewegungsspur auf. In der entstehenden Gestalt werden Beziehungsqualitäten sichtbar, greifbar und veränderbar. Das Tonfeld bietet Einsicht in das eigene Beziehungsgeschehen und ermöglicht uns Neugestaltung von Beziehung. Die Arbeit am Tonfeld® zielt nicht darauf ab, nach den Ursachen von Störungen zu

suchen, sondern auf das, was in der Bewegung der Hände - als Ausdruck dessen, was uns innerlich bewegt - in Erscheinung tritt. Ziel dieser Arbeit ist, das Bedürfnis in der Bewegung im gestalterischen Prozess aufzugreifen, um es im Dialog mit dem Begleiter auf neue Weise zu integrieren. In diesem Vorgang können wir neue Wahrnehmungsschemata erwerben, wie es JEAN PIAGET (1896 – 1980) in seiner Entwicklungspsychologie beobachtet und beschrieben hat. Die integrierende und ressourcenorientierte Methode bedarf eines geschulten Begleiters¹, der das Geschehen bezeugt und bestätigt.

Die vorliegende Arbeit ist in drei Kapitel gegliedert. Zunächst werde ich die entwicklungsbiologischen Grundlagen nach PIAGET erläutern und ihre Bedeutung für die Arbeit am Tonfeld® aufzeigen. Anschließend beschreibe ich die Methode und erläutere ihren Zusammenhang mit der Lehre vom Gestaltkreis. Die therapeutische Beziehung und ihre konstituierenden Faktoren beschreibe ich im zweiten Kapitel ausführlich. Sie ist wesentliche Grundlage jeder Therapieform, alle Technik, alles Wissen, alle Theorie schafft nur die „handwerkliche“ Grundlage (BENEDETTI 1998). Im letzten Kapitel veranschauliche ich die Arbeit am Tonfeld® anhand eines Praxisbeispiels. Es zeigt in eindrücklicher Weise, wie in der Arbeit am Tonfeld® ganz grundlegend Beziehung aufgebaut werden kann, als Voraussetzung orientierten Handelns. Der Begleiter spielt eine wichtige Rolle in diesem Geschehen. Sie ist im Zusammenhang mit der Methode im ersten Kapitel beschrieben und wird im Praxisbeispiel in der Reflexion der einzelnen Settings nochmals aufgegriffen. Meine Begleitungserfahrungen verknüpfe ich darin mit den theoretischen Inhalten der therapeutischen Beziehung.

Dieser Therapieprozess fand während meines Praxissemesters (Sommersemester 2003) in der Rehabilitations- und Jugendhilfeeinrichtung Gutenhalde in Filderstadt-Bonlanden statt. Neben den regelmäßigen kunsttherapeutischen Gruppenangeboten ermöglichte mir meine Praxisanleiterin, mit einer jungen Frau in Einzeltherapie zu arbeiten. Ich begleitete sie in insgesamt 11 Sitzungen in der Arbeit am Tonfeld®. Ich war beeindruckt, wie sich durch gemeinsames Tun in kleinen, aber bedeutenden Schritten Verlässlichkeit und Vertrauen aufbauen konnten. Die Erfahrung einer tragenden Beziehung zu mir ermöglichte der Patientin eigene Gestaltungsschritte und den Erwerb neuer Handlungsschemata.

In dem Therapieverlauf war ich einerseits herausgefordert, die Patientin in der Zeit, die sie benötigte, zu begleiten und andererseits berührt von diesem Geschehen zwischen uns.

¹ In den ersten beiden Kapiteln wird die männliche Form verwendet, womit auch die Begleiterin gemeint sein soll.

Daraus entstand die Motivation, diesen Prozess und die therapeutische Beziehung als Thema meiner Diplomarbeit zu wählen. Ich dokumentierte sieben Sitzungen, zunächst zu Supervisionszwecken, auf Video. Beim Abschluss meines Praktikums stellte ich den Therapieverlauf anhand eines gekürzten Videomitschnitts in der Team-Konferenz vor. Die Entwicklung der Patientin wurde in dieser gekürzten Videodokumentation besonders deutlich sichtbar. Diese Erfahrung und die Bedeutung der Qualität in den Bewegungen und im Greifen in der Arbeit am Tonfeld® haben mich dazu bewogen, den Therapieverlauf auch in „bewegten Bildern“ in Form einer DVD dieser Arbeit als Anhang beizufügen.

2 Die Arbeit am Tonfeld® – Einführung in die Grundlagen

Die Arbeit am Tonfeld® wurde von Professor HEINZ DEUSER in den 70er Jahren entwickelt. In der Existenzialpsychologischen Bildungsstätte Todtmoos-Rütte lernte er an sich selbst die Wirkung von Zeichenprozessen kennen. Er war damals beeindruckt von den Bildern, die entstanden waren, und von den seelischen Prozessen, die darin zum Ausdruck kamen. Ihn beschäftigte die Suche nach einem Bindeglied zwischen Alltagserleben und Seelenerleben, und wie diese Bilder in der Seele entstehen. Er experimentierte mit einer faustgroßen versteinerten Muschel. Diese gab er verschiedenen Personen, die ihre Augen geschlossen hielten, zum Ertasten in die Hand. Für den Einen war sie Waffe oder Faustkeil, für den Anderen ein Schatz. Daran konnte er beobachten, dass die Art und Weise, wie ein Gegenstand er- und begriffen wurde, die weitere Wahrnehmung und seine Interpretation beeinflusste. Die Wahrnehmung war nicht auf die ursprüngliche Funktion bzw. das Erkennen des Gegenstandes gerichtet; vielmehr bedingt die Lebenserfahrung die Art und Weise, wie wir Dinge begreifen und erleben. Die individuelle Wahrnehmung als Konsequenz aus erworbenen Erfahrungen und erlernten Potenzialen wurde im Greifen gegenwärtig. Unmittelbare Wirklichkeit und Lebenserinnerung fließen im Greifen zusammen. Die Art und Weise, in der wir mit unseren Händen berühren und von dieser Berührung selbst berührt sind, wurde zur Grundlage in der Arbeit am Tonfeld®. Die Theorie dazu fand HEINZ DEUSER in der Lehre des Gestaltkreises nach WEIZSÄCKER, der den Zusammenhang zwischen Sensorik und Motorik beschreibt.

Im folgenden Kapitel wird diese Einheit von Wahrnehmung und berührender Bewegung im Gestaltkreis nach v. WEIZSÄCKER beschrieben und deren Bedeutung für die Arbeit am Tonfeld® dargestellt. Das Entwicklungsmodell des Biologen und Entwicklungspsychologen JEAN PIAGET bildet für die Arbeit am Tonfeld® eine weitere wichtige Grundlage. Wie sich menschliche Entwicklung nach dem Verständnis PIAGETS vollzieht und wie sie in der Arbeit am Tonfeld® aktualgenetisch erneut sichtbar und ggf. nachholbar wird, soll vorweg verdeutlicht werden.

2.1 Das Entwicklungsmodell Jean Piagets

Auf dem Hintergrund der Biologie suchte PIAGET nach der Verbindung zwischen fundamentalen Austauschprozessen zwischen Organismus und Umwelt einerseits und der Bildung kognitiver Leistungen und Intelligenz im Prozess der menschlichen Entwicklung an-

dererseits. Aus dem beständigen Wechselspiel zwischen Objekten oder Personen gewinnen wir nach seiner Auffassung allgemeine Denkweisen und *unser* individuelles Verständnis von Welt. Mittels Assimilation und Akkommodation bauen wir unsere Erfahrungen mit der Umwelt auf und entwickeln Intelligenz. Aus dieser Auseinandersetzung entstehen wiederum verinnerlichte kognitive Strukturen, die in sogenannten Schemata organisiert werden und unser Verständnis des „In-der-Welt-seins“ repräsentieren (HEIDEGGER 2001, S. 53). „Ein Schema ist ein strukturiertes Verhaltensmuster, das eine spezifische Form der Interaktion mit der Umwelt widerspiegelt“ (MILLER 1993, S. 52). Die geschilderte interpretative Wahrnehmung der Muschel als „Waffe“ bringt so verstanden in einer Geste ein erworbenes Handlungsschema zum Ausdruck. Was immer wir in unserer Außenwelt vorfinden, nehmen wir entsprechend unserer erworbenen Schemata und erlernten Möglichkeiten wahr.

2.2 Aufbau von kognitiven Strukturen

Vom Zeitpunkt seiner Geburt an wird der Lebensraum des Säuglings um soziale Beziehungen erweitert. Der Säugling verfügt über ein Selbstempfinden, welches ihm die Organisation seiner Erfahrungen ermöglicht und ein „einfaches, nicht-reflexives Gewahrsein“ vermittelt (STERN 1993, S. 20). Das Selbstempfinden „ist der zentrale Bezugspunkt und das organisierende Prinzip, aus dem heraus der Säugling sich selbst und die Welt erfährt und ordnet“ (DORNES 1999, S. 79). Aus den Erfahrungen mit sich selbst, mit den Bezugspersonen und aus den Interaktionen mit ihnen, bildet der Säugling erste Interaktionsstrukturen. PIAGET bezeichnet diesen Prozess als sensomotorische Phase. Das Kind erwirbt in diesem Austauschprozess erste *kognitive Strukturen*, die ihm zu erster Erkenntnis und damit zu einer Differenzierung von Ich und Welt verhelfen. In der Arbeit am Tonfeld® entspricht diese Differenzierungsleistung dem Berühren und Berührtwerden.

Diese wechselseitigen Prozesse zwischen Ich und Umwelt bezeichnet PIAGET als *Adaption* mit dem Ziel, einen Gleichgewichtszustand (*Äquilibration*, *Selbstregulierung*) mit sich und seiner Welt herzustellen oder aufrecht zu erhalten (PIAGET 1995). Die Suche nach Gleichgewicht zwischen eigenen Bedürfnissen und Anforderungen der Umwelt stellt für ihn den Kern allen Entwicklungsgeschehens dar. Als Ergebnis dieses Anpassungsprozesses verinnerlicht der Säugling Handlungsstrukturen, die sich zunehmend differenzierter und komplexer herausbilden und ihm in neuen Varianten verfügbar sind. Nach LIMBERG umfasst der Begriff *Struktur* ein Ganzes, die Teile des Ganzen und die Beziehung zwischen den Teilen. „Struktur ist ein in sich verbundenes System, bei dem die Veränderung

eines Teils die Veränderung anderer Teile nach sich zieht“ (LIMBERG 1998, S. 17). Charakteristische Merkmale von Struktur sind folglich Beweglichkeit sowie Veränderbarkeit unter Beibehaltung der Grundelemente; sie ist die Gliederung eines Ganzen.

Die im Laufe der Entwicklung durch Erfahrung entstandenen kognitiven Strukturen bezeichnete PIAGET als (sensomotorische) *Schemata*. Indem der Säugling nun sein Saugverhalten auf zahlreiche andere Objekte ausdehnt, nimmt gleichzeitig sein Unterscheidungsvermögen zu. Aus diesem noch ganz konkreten „Begreifen“ in der sensomotorischen Phase gewinnt das Kind erste kognitive Erkenntnisse und entwickelt intelligentes Handeln (BUGGLE 1993). Das Schema ist somit als Erkenntnisorgan im Dienste der Adaption zu verstehen, wodurch sich das Kind erste wesentliche Erfahrungen mit der Umwelt aneignet und Intelligenz entwickelt. Ihre Bedeutung ist noch weitreichender: „Sie sind die Grundlage der Wahrnehmungs- und Verhaltensorganisation, d. h. sie sind die Ordnungsfaktoren von Erfahrungen“ (LIMBERG 1998, S. 19). In diesem Prozess von Wechselwirkungen zwischen intrapsychischen und interaktiven Vorgängen, zwischen subjektiven Bedingungen und der Umwelt erwirbt das Kind in einem natürlichen Vorgang (vgl. den therapeutischen Vorgang Kap. 2.5) psychische Struktur. Dieser Austauschprozess ist darauf gerichtet, einen Ausgleich zwischen spannungserzeugenden Reizen und eigener Befindlichkeit zu schaffen.

Folgende elementare Prozesse ermöglichen die Anpassungsleistung des Individuums:

2.3 Akkommodation und Assimilation

Zwei zu unterscheidende Fähigkeiten verhelfen nach PIAGET in jeder menschlichen Auseinandersetzung mit der Welt, unabhängig davon ob sie wahrnehmend, handelnd oder erkennend ist, zu dieser Anpassungsleistung (SCHARLAU, 1996): Die *Assimilation* und die *Akkommodation*. Ergänzend hierzu betrachtet WINNICOTT (1983) die Aggression als ein primäres und bedeutendes Gefühl von Lebensbeginn an, das dem Säugling ermöglicht, sich in seiner Lebenskraft zu spüren und mehr und mehr zwischen Ich und Nicht-Ich zu trennen.

Assimilation nun beschreibt die Anwendung von subjektiven Schemata oder Strukturen auf Elemente der Umwelt, die vorhandenen Strukturen und Eigenschaften des Organismus angepasst werden. Im Vorgang der Akkommodation werden die angewandten Schemata und Strukturen stärker an die Besonderheiten der Gegenstände und an äußere Realitäten angepasst. Adaption beinhaltet laut PIAGET immer beide Aspekte, sowohl die Anpassung an die Umwelt in der Akkommodation als auch die Anpassung der Umwelt an den Organismus (Assimilation). Adaption geschieht also immer in einem Zusammenwir-

ken von Akkommodation und Assimilation (PIAGET 1995). Beide verlangen eine strukturelle Umgestaltung des Organismus. Ziel ist dabei der Gewinn eines Ausgleichs (Äquilibration) zwischen uns und unseren aus Erfahrungen erworbenen Strukturen einerseits und dem, was uns die Welt als Bedingung stellt, andererseits (DEUSER 2004; vgl. Kap. 2.8).

Differenzierung, die in der Umgestaltung inbegriffen ist, hebt MARTIN DORNES als ein Ergebnis des Entwicklungsprozesses hervor und nicht als sein Anfang. In seinem Buch „Der kompetente Säugling“ resümiert DORNES (1999) weitere Erkenntnisse zur Selbst- und Objektwahrnehmung. Zunächst werden Ganzheiten wahrgenommen (z. B. Gemeinsamkeit von Bild und Stimme der Mutter), die durch weitere Erfahrung in separate Empfindungen differenziert werden. „Emergentes Selbst- und Objektempfinden bedeutet also, dass Säuglinge aufgrund bestimmter Strukturen im Wahrnehmungs- und Affektbereich in sich und der Welt Zusammenhänge, Regelmäßigkeiten und invariante Konstellationen entdecken und dadurch ein Gefühl von auftauchender Ordnung entsteht“ (DORNES 1999, S. 86).

Die durch Assimilation und Akkommodation erworbenen, anders ausgedrückt, die aus vielen Erfahrungen gewachsenen und angeeigneten Schemata kommen in der Arbeit am Tonfeld® in unserer Bewegung zum Ausdruck. Wir finden uns gewissermaßen wieder in unserem Bewegungsschema. Es ist der Modus, in dem wir unserer Welt begegnen, und in dem wir auf das antworten, was uns begegnet. Erweisen sich unsere gewohnten Bewegungsmuster in der konkreten Situation am Tonfeld als ungeeignet, sind wir aufgrund unserer Bedürfnisse, die es auszugleichen gilt, gezwungen, sie zu ändern bzw. zu differenzieren. Wir assimilieren das Tonfeld an unsere Bedürfnisse, und gleichzeitig verändern wir uns auf das hin, was uns begegnet (Akkommodation). Was wir vorfinden, können wir in der Auseinandersetzung am Tonfeld in Form neuer Handlungsschemata erwerben. „Wir passen uns der Welt an und können, wenn das nicht möglich ist, auch uns selbst in unserer Auffassung anpassen an das, was uns begegnet“ (DEUSER 2004, S. 38). So lernen wir, über den Aufbau unserer Erfahrungen unsere Welt immer passender aufzunehmen.

2.4 Organisation

Dieses äußere Geschehen der Adaption ist nach PIAGET von einem komplementären Inneren begleitet: die *Organisation*. Organisation bedeutet „die Tendenz aller Organismen, Strukturen und Aktivitäten zu systematisieren, hierarchisch zu koordinieren, in immer höhere, komplexere, übergreifendere funktionale Systeme zu integrieren, um so übergeordnetere, immer umfassendere und komplexere Funktionen zu realisieren“ (BUGGLE 1993, S. 26). Diese fortwährende Integrationsleistung beschreibt den *strukturellen Erwerb*, der

uns ermöglicht, zwischen Ich und Nicht-Ich zu unterscheiden und unsere Handlungen und Empfindungen zu reflektieren. KEGAN (1986) fügt hier den Aspekt der „Verinnerlichung“ (S. 54) hinzu. Empfindungen und Bewegungsabläufe, die vorher nur außen ablaufen konnten, sind nun repräsentiert im Innen. In dieser Wechselwirkung von Organisation und Adaption vollzieht sich Ich-Aufbau und menschliche Entwicklung. Die Herausbildung des Subjekts kann somit als Prozess von Verinnerlichung in enger Verbindung mit Anpassungsprozessen verstanden werden (vgl. „Zusammenhang“ nach DILTHEY in JUNG 1996). Das Kind löst sich aus dem Eingebundensein, entwickelt zunehmend ein Bewusstsein seiner selbst und von ihm unterscheidbarer äußerer Objekte. Dadurch ist es fähig, Beziehungen mit der Umwelt einzugehen.

2.5 Strukturbildung und Affektivität

Bei der Beschäftigung mit der kognitiven Entwicklung des Säuglings tauchte die Frage auf, welche Rolle die Affekte dabei spielen und wie sich seine Gefühlswelt entwickelt. In seinem Buch „Intelligenz und Affektivität in der Entwicklung des Kindes“ geht PIAGET (1995) dem Zusammenhang von Affektivität und Intelligenz nach. Er sucht nach Klärung der Frage, ob Affektivität zur Bildung neuer Strukturen der Intelligenz führt und umgekehrt, ob Intelligenz neue Gefühle hervorbringt.

PIAGET unterscheidet die kognitiven Adaptionsvorgänge, wie oben beschrieben, von den affektiven. In kognitiver Hinsicht bedeutet Assimilation das Erfassen eines Sachverhaltes. *Affektive Assimilation* dagegen ist als Interesse des Säuglings an der Umwelt zu verstehen, auch als „Assimilation an das Ich“ beschrieben (DEWEY 1922, in PIAGET 1995, S. 22). Kognitive Akkommodation versteht sich beispielsweise in der Angleichung der Denkschemata an die Umweltphänomene. *Affektive Akkommodation* dagegen besteht im Interesse am Gegenstand, sofern er für den Säugling neu ist.

PIAGET bekräftigt, dass Affektivität unsere Wahrnehmung und Denktätigkeit ständig beeinflusst. In unserem konkreten Verhalten durchdringen sich kognitive und affektive Anteile, dennoch sind sie als verschieden anzusehen. In seinem Buch zeigt PIAGET die Parallelen zwischen kognitiven und affektiven Verhaltensweisen auf und stellt die Beziehungen zwischen Intelligenz und Affektivität für jede Stufe der seelischen Entwicklung heraus (Reflexe – Triebe, erste Bildungen von Schemata – Wohlbehagen/Unbehagen). „In jedem der beiden Bereiche verläuft die Entwicklung im Sinne einer fortschreitenden Äquilibration“ (PIAGET 1995, S. 126). Wir handeln nur, wenn wir uns gerade nicht im Gleichgewicht befinden, der Drang nach Entfaltung und Verwirklichung – unser Lebensdrang – bringt uns

in ein Ungleichgewicht. Dieses macht sich in einem bestimmten Gefühl bemerkbar, das uns als ein Bedürfnis bewusst wird. Wenn das jeweilige Bedürfnis befriedigt und somit ein Ausgleich erzielt ist, beenden wir unser Verhalten. Dieses neu erreichte Gleichgewicht erleben wir dann als ein Gefühl der Befriedigung. Es gibt beispielsweise keine Nahrungsaufnahme ohne Nahrungsbedürfnis oder keine Intelligenzhandlung ohne offene Frage. Allerdings lässt sich Verhalten nicht in zwei getrennte Bereiche unterteilen, jedes Verhalten umfasst einen kognitiven/strukturellen Aspekt (erworbene Schemata) und einen affektiven/energetischen Aspekt (Interesse, Anstrengungen, Gefühle zu Objekten und Personen). Aus dem Interesse heraus, das z. B. den Objekten entgegengebracht wird und ihnen damit Wert und Bedeutung zuschreibt, werden Affekte ihrerseits systematisiert und geordnet und führen zu individuellen Wertstrukturen. Affekte können menschliches Verhalten motivieren oder hemmen, menschliche Entwicklung voranbringen oder verzögern, sofern sie sich im engen Zusammenhang mit unseren individuellen Lebenserfahrungen gebildet haben. Sie verleihen unseren kognitiven Inhalten eine Gefühlstönung, die wesentlich mit unserer Realitätsauffassung verknüpft ist. HEIDEGGER (2001) beschreibt diesen Aspekt mit dem Begriff der „Befindlichkeit“ (S. 136). Nach seiner Ansicht kommt die Stimmung „weder von „Außen“ noch von „Innen“, sondern steigt als Weise des In-der-Welt-seins aus diesem selbst auf“ (ebd. S. 136). Wie wir in unserer Befindlichkeit gestimmt sind, trägt wesentlich dazu bei, wie offen wir der Welt und den Menschen begegnen können.

DORNES (1999) belegt anhand einer Studie die Differenziertheit des frühen Gefühlslebens, er spricht von einer „affektiven Kompetenz“ des Säuglings (S. 147). Aus dieser Studie geht hervor, dass nicht nur die Ich-Entwicklung zur Affektdifferenzierung beiträgt, sondern dass umgekehrt auch Affekte zur Ich-Entwicklung beitragen, ja, dass sie sogar bestimmte kognitive Fähigkeiten geradezu herausbilden (vgl. Aggression, WINNICOTT 1983; Affektabstimmung, STERN 1993; Interaffektivität, DORNES 1999).

Übertragen auf die Arbeit am Tonfeld® „artikuliert“ sich ein Bedürfnis nach Verwirklichung in der Bewegung unserer Hände. Wir sind in unserer Bewegung unmittelbar bewegt und berührt, also affektiv beteiligt im o.g. Sinn. Dieses Erleben in der Berührung der Hände objektiviert sich, indem das formbare Material Ton unsere Bewegung aufnimmt und als Bewegungsspur unserer Hände wiedergibt. Die Art und Weise, wie der Ton angefasst wird, bildet sich in der Qualität der entstehenden Gestalt ab. Kraftvolles Schieben der Hände kann z. B. zu einer Wand oder einem Berg angeschichtet werden, aus dem Bohren in das Material kann eine Höhle entstehen. Das Objekt erscheint uns nun als Gegen-

über und rückt in seiner Gestalt das, was uns bewegt hat, in unsere Wahrnehmung. So erfahren wir in unserer wahrnehmenden Bewegung nicht nur den Gegenstand (das Andere), sondern auch uns selbst. In der Gestalt können wir das aufnehmen, was uns bewegt, wir können mit ihm umgehen und es verwandeln.

„Was uns bewegt ist immer ein Entwicklungsanspruch“ (DEUSER 2002, S. 238). Das Spannungsverhältnis zwischen alter Lebensordnung und Neuem, Unbekanntem, hervorgerufen durch unseren Lebensdrang, ist in der konkreten Situation am Tonfeld auszugleichen (vgl. Äquilibration Kap. 2.3), indem wir in unserer Bewegung zu einer Lösung finden. Wir sind durch unsere eigene Bewegung herausgefordert, uns zu verwirklichen. In dieser Situation zwischen Aufgeben und Gewinnen ist Stärkung und Zuspruch des Begleiters besonders wichtig. Die entstandene Wand wird beispielsweise durchbrochen, der Berg wird zur Ebene. Wenn es gelingt, diese selbst aufgestellte Bedingung wahrzunehmen und wieder hineinzunehmen in unsere Bewegung, geschieht Wandlung. Die Erfüllung der Bewegung in der Gestaltbildung hat nicht nur die Erfüllung eines Bedürfnisses zur Folge, sondern auch die Veränderung unserer Wahrnehmungsschemata und damit die Erfahrungen mit unserer Welt. So können wir nachholend Strukturen erwerben, die wir in unserem primären Umfeld nicht bilden konnten.

In der *Aktualgenese* durchlaufen wir erneut unseren Entwicklungsaufbau und können in der Arbeit am Tonfeld® - einem therapeutischen Vorgang - nachholend korrigierende Erfahrungen machen (vgl. den natürlichen Vorgang Kap. 2.2). Den Begriff der *Aktualgenese* hat H. DEUSER von dem Gestaltpsychologen F. SANDER übernommen. In der Gestaltbildung können wir *aktual* jenen Entwicklungsprozess aufgreifen und fortsetzen, der uns ontogenetisch wie individualgenetisch in unserer Lebensgeschichte aufgetragen ist (DEUSER 2004). Indem wir im Tonfeld gestalten, was wir vorfinden, verwirklichen wir uns selbst in unserem Tun.

Im folgenden Abschnitt ist dieses Geschehen anhand des Gestaltkreises ausführlich dargestellt.

2.6 Der Gestaltkreis

FRIEDRICH RÜCKERT (1788 - 1866) beschreibt in einem Gedicht treffend, was sich im Gestaltkreis verdeutlicht und in der Arbeit am Tonfeld® zum Ausdruck kommt:

Nichts wird Dir offenbart,
wo Du nicht offen bist,
und außen siehst Du nichts,
was Dir nicht innen ist.
Das Äußere dient nur,
Dein Inneres zu entfalten,
Dein Inneres wiederum
das Äußere zu gestalten.

(RÜCKERT 1978)

Im Hinblick auf den dualistischen Wissenschaftsbegriff, dessen Wurzeln in die Zeit der Aufklärung zurückreichen, entwirft VIKTOR v. WEIZSÄCKER mit der Lehre des Gestaltkreises einen Paradigmenwechsel. „Das Objekt steht dem Subjekt nicht mehr als Gegenstand der Erkenntnis (wie bei Freud und Descartes) gegenüber, sondern tritt als ein Subjekt zu dem anderen in Beziehung“ (WYSS 1991, S. 307). Im Gestaltkreis stehen sich Subjekt und Objekt nicht mehr getrennt gegenüber, sondern sie erscheinen zugleich, Ich und Welt treten in eine wechselseitige Beziehung und definieren sich gegenseitig.

Ausgehend von der Sinnesphysiologie hat WEIZSÄCKER gezeigt, „dass die Subjektivität immer schon am Anfang jeder Wahrnehmung und jeder Bewegung steht, nämlich in der Bedingtheit dessen, was durch Wahrnehmung und Bewegung ausgewählt, festgestellt und ergriffen wird“ (BRÄUTIGAM et. al. 1992, S. 76). Unsere Intensionen und Vorerfahrungen sind, zusammen mit unseren Wünschen, konstitutiver Teil unserer Wahrnehmung. Beim Abtasten eines Gegenstandes sind wir durch die eigene Fingerbewegung an der Auswahl der Sinnesreize beteiligt. Und nur jene Empfindungen lösen motorische Reaktionen aus, welche die Wahrnehmung des Gegenstandes anregen. Würden alle Empfindungen motorische Reaktionen auslösen, wäre das Ergebnis chaotisch. Es wird also schon im Vorhinein eine am Gegenstand orientierte Auswahl der Empfindungen getroffen. Lassen wir dagegen unsere Hände länger auf einem Gegenstand ruhen, entzieht sich dieser unserer Wahrnehmung und verliert an Gegenständlichkeit. Ohne die Bewegung der Hände findet keine Orientierung statt (DEUSER 2002). „Orientieren ist durch Bewegung bedingtes Wahrnehmen und umgekehrt“ (WEIZSÄCKER 1973, S. 12).

Den kreisartigen Prozess von Bewegung und Wahrnehmung, der das Sensorisch-Seelische und das Motorisch-Körperliche umfasst, bezeichnet WEIZSÄCKER als *Akt*. „Wir

nehmen wahr, indem wir uns bewegen – indem wir uns bewegen, nehmen wir auch bewegt wahr“ (DEUSER 2004, S. 69). Wahrnehmung und Bewegung bedingen einander, wir können sie jedoch weder gleichzeitig im Bewusstsein haben noch losgelöst voneinander betrachten. Sie bleiben sich gegenseitig verborgen in ihrer „Verschränkung“ (WEIZSÄCKER 1973, S. 12). Wir sind nie nur Subjekt und nie nur Objekt. „Indem wir etwas berühren, erfahren wir ein Anderes – indem wir uns berührt erfahren, nehmen wir uns selbst wahr“ (DEUSER 2004, S.69). Diesen einander bedingenden Zusammenhang bezeichnete Weizsäcker als „Gestaltkreis“. Die Weise, in der ich berühre und berührt bin, ist der Ausdruck meiner Begegnung mit der Welt, die mich gleichsam bildet. Das Ich wird im Bezug auf das Objekt bestimmt. Subjekt und Objekt sind keine festen Größen, sondern sie finden und bilden sich in der unmittelbaren Begegnung und Beziehung immer wieder neu (DEUSER 2002). Der Gestaltkreis vermittelt die individuelle und subjektive Weise des „In-der-Welt-seins“ und verdeutlicht unser Welt Verständnis (HEIDEGGER 2001, S.53). Dieses Zusammenspiel, das WEIZSÄCKER theoretisch begründet, hat H. DEUSER auf die Arbeit am Tonfeld übertragen und fasst es als Wahrnehmungs- und Begleitungsmodell in folgender Skizze zusammen:

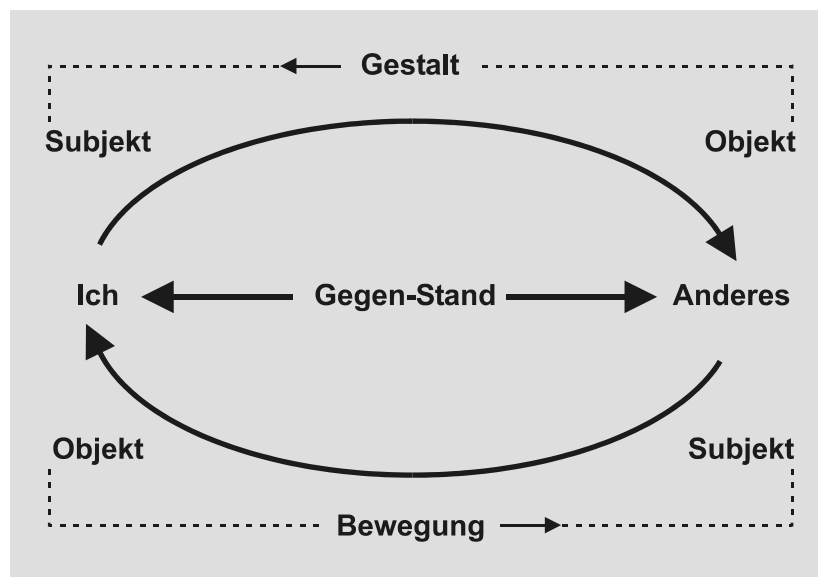


Abb. 1: Wahrnehmungs- und Begleitungsmodell (DEUSER 2002, S. 236)

2.7 Symbolisierung in der Gestaltbildung

Der Ton gibt die Bewegung unserer Hände als Bewegungsspur wieder. Diese verdichtet sich zu einer Gestalt. Was in der Bewegung zur Entfaltung drängt, sei es ein Bedürfnis

oder ein Affekt, ist symbolisch in der Gestalt enthalten. Aus dem kraftvollen Schieben der Hände kann eine Mauer oder ein Berg entstehen. Bewegung wird in der Gestalt gegenwärtig, sie wird wahrnehmbar für das Ich. Das Symbol hat sowohl Ausdruckscharakter in Gestalt eines veräußerten Inneren als auch Eindruckscharakter in der Rückwirkung auf das Innere. Die gewonnene Distanz in der Symbolisierung ermöglicht dem Ich Einsicht und Erkenntnis in seine Beziehungswirklichkeit. Im Symbol treffen handelnder Umgang und Ich-Erkenntnis zusammen (*symbállein* = zusammenbringen, zusammenwerfen). LIMBERG (1998, S. 55) beschreibt das Symbol folgendermaßen: „Es ist ein stellvertretender anschaulicher Ersatzausdruck für etwas Verborgenes, mit dem es sinnfällige Merkmale gemeinsam hat oder durch innere Zusammenhänge assoziativ verbunden ist“.

In der Arbeit am Tonfeld® sind wir über die Bewegung verbunden mit der bildbaren Tonerde. Die Symbolgestalt entsteht im Aufeinandertreffen und im Auseinandertreten von Ich und Anderem. Sie wird fassbar, begreifbar und wandelbar im Material. Wir verstehen in der Beziehung zum Gegenüber gleichzeitig unsere Auffassung von ihm, sie ist hineingenommen in die Gestaltung. In dieser Auseinandersetzung gewinnen wir Einsicht in unser Werden. Allerdings können wir nur einzelne Aspekte des Symbols bewusst erleben und in der weiteren Gestaltung aufgreifen. Das Ich erfährt sich als Urheber dieser Trennung, es findet sich in einer selbst geschaffenen Situation vor und ist aufgefordert, mit dem gewonnenen Objekt einen Umgang zu finden und sich darin selbst zu verwirklichen. Die entstandene Mauer wird beispielsweise durchbrochen, der Berg wird zum Bergsee. In der *optimalen Gestalt* hat sich unsere Bewegung erfüllt und eröffnet rückwirkend neue Möglichkeiten der Wahrnehmung. Sie ordnet unsere Erfahrungen neu. Dadurch können wir uns von dem geschaffenen Objekt und der darin symbolisierten Erfahrung ablösen (BROCKMANN 2001).

2.8 Bedingung als Möglichkeit zur Wandlung

„Unser Sein wird erst als eigene Möglichkeit erfahren in entsprechender Bedingung.“

(DEUSER 2002, S. 239)

Das eigene biographische Schicksal, in dem sich das Ich gebildet hat, tritt im Tonfeld in der Art und Weise unserer Bewegung in Form einer Gestalt hervor. In der Gestaltung objektiviert sich der Umgang, durch sie wird er einsehbar, kann aufgenommen und be-

griffen werden. Wir finden uns vor am Gegenüber. In der Gestaltbildung erfahren wir Einsicht in unser eigenes Werden und seine Bedingungen. Die Arbeit am Tonfeld® kann unsere Bedingungen losgelöst von den biographischen Lebens-Bedingungen, deren Auffassung uns eine eigene Erscheinungsform in unserem Bewegungsmodus verliehen hat, anbieten. Dadurch kann unsere Bewegung Veränderung erfahren, können wir einen neuen Umgang üben, eine Antwort neu bilden. Unsere Bedürfnisse können Erfüllung finden und befriedigt werden. Verhindernde Bedingungen aus unserer Biographie sind durch unsere erworbenen Schemata hineingenommen in einen Prozess, der in der formbaren Tonerde weiter aufgenommen und entfaltet werden kann. „Schon die Berührung der Hände wird zu einem berührenden Gegenüber und vermittelt sich an die Bewegung zurück, sie wird fassbar in der weiteren Bewegung“ (DEUSER 2002, S. 237; vgl. Verflochtenheit Kap. 2.9). Über die Handlungsschemata kommt die entsprechende Handlungsdynamik und Qualität in unser Tun. Indem wir unsere Geschichte in unserer Bewegung aufs Neue hervorbringen, können wir sie im Hier und Jetzt weiterführen, wir können dort anknüpfen, wo wir Mangel erfahren haben, wonach wir uns sehnen. Diese Defizite zeigen sich als positives Bedürfnis in der Bewegung der Hände und können vom Begleiter gezielt auf ihre Erfüllung hin angesprochen werden.

Zu Beginn des Settings wird im vorgestaltlichen Tun Ich-Bildung vorbereitet, indem sensorisch und motorisch neue Handlungsschemata gewonnen werden. Das Ich sättigt sich über die Basissinne (Hautsinn, Tiefensensibilität und Gleichgewicht). Damit gewinnt es z.B. Halt, Konstanz oder Kompetenz. Es nimmt sich selbst wahr an einem Objekt, das ihm ganz zur Verfügung steht. Dieser Vorgang, in dem wir nachholend Strukturen entwickeln, wird auch als *Aufbau* bezeichnet (s. Kap. 2.2). Die Sättigung und damit Erfüllung dieser Bedürfnisse ermöglicht weiteres Handeln. HEINZ DEUSER nennt den gesamten Vorgang dieses Aufbau- und Gestaltungsprozesses im Tonfeld *Aktualgenese*. Der Begriff stammt von dem Gestaltpsychologen F. SANDER. Im weiteren Verlauf wird das Material zunehmend als Gegenüber erfahren. Der Gegenstand, an dem sich das Ich vorfindet, wird als *Primärgestalt* bezeichnet. Das Ich ist Schöpfer dieser Gestalt, die gleichzeitig seine Bedingungen repräsentiert, und ist zum Umgang damit aufgefordert. Aus der Verstrickung gelöst, erfährt es sich als den eigenen Schemata und damit auch seinen Lebens-Bedingungen gegenübergestellt, an welchen es sich gebildet hat. Diese selbst aufgestellten Bedingungen fordern uns auf, nach Möglichkeiten der eigenen Verwirklichung zu suchen. „Was die eigene Bewegung vorgibt verlangt auch in der eigenen Bewegung nach Lösung“ (DEUSER 2002, S. 239). In diesem Möglichkeits-Feld ruhen unsere Ressourcen, die wir in der Arbeit am Tonfeld® entfalten können.

Ressourcen werden zugänglich, wenn wir verhindernde Bedingungen auf Ungestaltetes und Diffuses hin zu überschreiten wagen. Der Entwicklungsanspruch in unserer Lebensbewegung ist immer mit der Forderung verbunden, etwas aufzugeben und Neues zu gewinnen. In diesem Wagnis liegt auch die *Krise*. Folgende Zeilen, die ERIKSON in einer Cowboybar im Westen der USA entdeckte, beschreiben sowohl den Lebensprozess als einen fortwährenden Entwicklungs- und Entfaltungsprozess als auch die akute Krisensituation eines Menschen sehr treffend:

Ich bin nicht, was ich sein wollte,
ich bin nicht, was ich sein werde,
aber ich bin nicht mehr was ich war.

(ERIKSON 1973 in MILLER 1993, S. 162)

Die gewohnten Beziehungsstrukturen bringen uns hier nicht mehr weiter. Wir sind aufgefordert, nicht länger in lähmender Gewohnheit zu verharren, sondern uns auf das Neue und Unbekannte einzulassen, verändernde Kräfte zuzulassen. Die eigene Herausforderung zwingt uns zu scheinbar Unmöglichem. In dieser schöpferischen Haltung erschließen wir unsere Ressourcen neu - Selbstheilungskräfte können wirksam werden. Im schöpferischen Prozess gestalten und entfalten wir unsere Persönlichkeit. Wir können unsere Bedingtheiten begreifen als unsere Lebens-Möglichkeiten und wieder mit hinein nehmen in die eigene Lebens-Bewegung. In jeder neuen Möglichkeit, die das Ich ergreift, ist es aufgefordert, sich zu wandeln und sein Bedürfnis in der Bewegung zu erfüllen. Mit der Erfüllung unserer Lebens-Bewegung verändern sich auch unsere Wahrnehmungsschemata, neue Erfahrungsstrukturen bilden sich heraus. Daraus ergibt sich ein neuer Umgang, der wiederum neue Bedingungen schafft und das Ich zu fortwährendem Wandel auffordert.

2.9 Umgang – Entscheidung – Leistung

„Denn die Bewegung schafft wie ein bildender Künstler den Gegenstand nach,
und die Empfindung empfängt ihn wie das hingebende Gefühl.“

(WEIZSÄCKER 1973, S. 234)

WEIZSÄCKER versteht Wahrnehmung nicht als „subjektives Endprodukt“, sondern als „Tätigkeit im Werden“, als „geschehende Begegnung von Ich und Umwelt“ (1973, S. 159). Was in der Begegnung von Subjekten, die einander gegenseitig Objekt sind, geschieht, bezeichnet WEIZSÄCKER als *Umgang*. „Begegnung ist eine jetzt gerade sich ereignende Art des Umgangs“ (WYSS 1991, S. 311). Er ist individuell geprägt von unseren erworbenen Schemata. In der gegenseitigen Berührung am Tonfeld erfahren wir uns im Verhältnis zu einem anderen. Es ist ein gegenseitiges Erkennen. Allerdings müssen wir uns hineinbegeben in den sich bedingenden Zusammenhang von Wahrnehmung und Bewegung. Wir erfahren nur etwas von uns und unserem Gegenüber, wenn wir uns auf dieses wechselseitige Beziehungsgeschehen einlassen, das gleichzeitig beständige Auseinandersetzung bedeutet. Der Begriff des Umgangs beschreibt unsere erforderliche Beteiligung ganz plastisch.

In der Arbeit am Tonfeld® wird sichtbar, wie sich aus der Qualität der Bewegung unsere Wahrnehmungsqualität komplementär gestaltet. Unsere Wahrnehmung eines Objekts hängt maßgeblich davon ab, wie wir es berühren und mit ihm umgehen. Biographisch frühe, nonverbale Beziehungserfahrungen mit unseren primären Objekten werden in der Arbeit am Tonfeld® wiedergegeben. Dies können Erfahrungen von Mangel, Abweisung oder Verletzung sein, die in der Material- und Feldqualität deutlich werden. Der erworbene Umgang aus diesen „leibhaftigen“ Beziehungserfahrungen wird wiederum in der Wahrnehmung des Tonfeldes, in der Weise, wie Kontakt aufgenommen wird und es als Gegenüber erlebt wird, vermittelt. Wer daran arbeitet, findet sich in seiner Weise der Beziehungsaufnahme und in seinen spontanen Bewegungsimpulsen greifbar und sichtbar vor (BROCKMANN 2002).

Der Prozess, in dem sich das Ich von der Außenwelt freistellt und absetzt, bezeichnet WEIZSÄCKER als *Leistung*. Ziel ist, Gleichgewicht zu mir selbst oder zu meiner Umwelt zu erhalten oder wieder herzustellen (vgl. Adaption Kap. 2.2). WYSS (1991, S. 308) definiert Leistungen als „Auseinander-Setzungen von Ich und Umwelt aus einer ursprünglichen Verflochtenheit heraus.“ Auseinander-Setzung geschieht im wahrsten Sinne des Wortes: das Ich, als intellegibles und handelndes Wesen, löst sich aus einer Einheit heraus und setzt sich als Subjekt gegenüber seiner Umwelt ab. Leistung beschreibt also die permanente Entwicklungsaufgabe des Menschen. Er findet sich in eine Situation gestellt, in der er sich immerfort entscheiden muss. Mit der *Entscheidung* kommt die Krise in das Geschehen (vgl. Kap. 2.9). Indem sich das Ich zu seiner Umwelt verhält in seiner individuellen Antwort, begibt es sich auf Neuland und findet sich erneut in einer Situation, die Ent-

scheidung und Stellungnahme verlangt. So bildet sich das Ich selbst immer prägnanter aus und damit auch sein Gegenüber in einem wechselseitigen Prozess (vgl. Figur-Grund in der Gestalttherapie). Auf diese Weise bilden sich unsere Schemata in der Kindheit, und über diese Handlungsschemata schaffen wir die Situation erneut in der Arbeit am Tonfeld®.

In der Arbeit am Tonfeld® gilt es zu erkennen, wie diese Leistung ermöglicht oder verhindert wird. „Das Bedürfnis der Bewegung kann sich hier lösen von der realen Bedingung, die im konkreten Umfeld des Alltags angetroffen wurde, in der Kindheit zum Beispiel oder in einer aktuellen Krisensituation“ (DEUSER 2002, S. 239). In diese Bedingungen ist der Begleiter mit verflochten. Er gestaltet den Beziehungsraum aktiv mit. Zum einen kann der Begleiter in der Beziehung anders reagieren als beispielsweise die Eltern, er kann Bewegungsimpulse ansprechen, damit sie dem Klienten bewusst werden. Neue Handlungsmöglichkeiten des Klienten kann er stützend begleiten. Zum anderen ist da das neutrale Tonfeld, das „nur“ die eigene Bewegung wiedergibt. Auf beiden Ebenen kann der Klient korrigierende Beziehungserfahrungen machen (vgl. Übertragung und Gegenübertragung Kap. 3.6). Der Entwicklungsanspruch in der Bewegung kann am Tonfeld aufgegriffen und in einer modifizierten Bewegung erfüllt werden.

2.10 Das Setting

Auf einem Tisch im Kunsttherapieraum steht ein rechteckiger Holzkasten in etwa in DIN A 3-Größe und etwa daumentief, das sogenannte Tonfeld. Dieses ist bis zum Rand eben eingefüllt mit feinem, gut formbarem Ton. Daneben steht eine Schale mit Wasser bereit. Der Gestaltende sitzt am Tonfeld, der Begleitende sitzt in angemessenem Abstand zu ihm. Erwachsene arbeiten in der Regel mit geschlossenen Augen. Dadurch ist die Konzentration auf die sinnliche Wahrnehmung der Hände im Tasten, Streichen und Greifen erleichtert ohne den kontrollierenden Blick und das einordnende Denken. Bewegungen und Bilder behalten so ihre Ursprünglichkeit.

Der Gestaltende beginnt das Feld wahrzunehmen, indem er die flachen Hände auf die Tonerde legt. Indem er das Tonfeld mit den Händen berührt, ist er selbst berührt. Dies gilt als Grundlage aller Erfahrung in der Arbeit am Tonfeld®. Es gibt keine gestellte Aufgabe. Der Begleiter ermuntert: „geh deinem Wunsch nach“, „gib jedem Impuls nach“. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht das „wie“ der Bewegung, das „wie“ der Beziehungsaufnahme und –erfahrung, das immer unserem eigenen „wie“ in der Welt entspricht. Ein

vorsichtiges Tupfen auf den Ton beispielsweise oder ein sattes Auflegen der Hände zeigen unterschiedliche Weisen unseres Daseins in der Welt. Das Feld bietet eine neutrale Bedingung für den Gestaltenden, sein Wert und seine Bedeutung entsteht durch unsere je eigene Auffassung. Auch der Begleiter vermittelt der jeweiligen Situation entsprechende Qualitäten wie z.B. Wertschätzung oder Anerkennung.

Das bildbare Material Tonerde nimmt die ersten Spuren der Bewegung auf, lässt sie sichtbar und für den Gestaltenden taktil wahrnehmbar werden. Der Ton ist in einer Fülle verfügbar, er bietet den Händen Halt und die Möglichkeit zu ergreifen. „Seine Konsistenz ist ebenso fest wie flüssig und entspricht damit unseren psycho-vitalen Energien oder der Libido, die sowohl als Qualität oder Gestalt wie auch als Bewegungsfluss im Tun der Hände erscheinen kann. Dem entspricht auch das Wasser (...)“ (DEUSER 2004, S. 33). Der Gestaltende nimmt sich zunächst in seiner Bewegung über die Basissinne Hautsinn, Tiefensensibilität und Gleichgewicht wahr. Der eigene Bewegungsimpuls wird bald im Material plastisch wahrnehmbar und greifbar, wird begreifbar und dadurch auch bildbar.

2.11 Die Rolle des Begleiters

Neben dem materiellen Gegenüber des Tonfeldes braucht der Klient einen Begleiter, der das soziale Umfeld repräsentiert. Der Begleiter ist wie das Material Tonerde zunächst *verfügbar* durch sein Beziehungsangebot, er *bietet Halt* durch seine Präsenz. Er *vermittelt* das Tun, indem er als Zeuge wahrnimmt, mitfühlt, anspricht und dadurch als Mitmensch spürbar wird. Da Erwachsene in der Regel mit geschlossenen Augen arbeiten, sollte der Begleiter durch das Ansprechen seine Präsenz vermitteln und den Kontakt zum Klienten halten. Die Sprache bildet die Brücke, über die sich Beziehung aufbaut und vermittelt. Im Ansprechen ist auch das Erkanntwerden im Du enthalten (vgl. Kap. 3.5). Nicht selten werden auf den Begleiter im Verlauf der Arbeit Erfahrungen mit „realen“ Bezugspersonen (z.B. Vater, Mutter, Geschwister) übertragen. Wie im Geschehen am Tonfeld geht es auch in der Situation darum, dem Klienten neue Beziehungserfahrungen zu ermöglichen, indem der Begleiter anders als gewohnt oder erwartet reagiert. Der Therapeut sollte verfügbar sein für diese Herausforderung. Hierzu ein Beispiel aus der Praxis:

In der Arbeit am Tonfeld® begleitete ich während meines Studiums einen 11-jährigen Jungen. Seine Mutter brachte ihn immer zum vereinbarten Termin. Sie vereinnahmte ihn sehr. An diesem Tag fragte er sie, was er machen könnte. Sie schlug ihm vor, eine Höhle zu bauen. Eifrig fing er an, eine Höhle zu bauen. Es waren Bären und Fledermäuse dar-

in. Zunächst baute er Ausgänge für die Tiere. Dann wagte er die Höhle ganz aufzubrechen und zu zerstören. Ich bestärkte ihn darin. Er baute die Höhle um sie zu zerstören - um seine Vitalität zu befreien.

Der Begleiter bietet eine Art seelischen Resonanzraum, in dem sich der Klient wahrgenommen, gestützt und ermutigt erfährt. Er begleitet ihn in seiner inneren und äußeren Bewegung. Durch den Begleiter erfährt sich der Klient unterstützt im Ich-Erleben und bestärkt in seinem Drang nach Entfaltung. Er findet zu sich selbst durch den begleitenden Anderen, oder wie es MARTIN BUBER formuliert: „ohne Du ist das Ich unmöglich“ (1962, S. 301). Voraussetzung zur Entfaltung der Persönlichkeit ist, dass der Begleiter seinen Klienten in seinen Möglichkeiten erkennt. Vergleichbar ist diese Situation mit der frühen Mutter-Kind-Beziehung. Zunächst spiegelt die Mutter das Gefühlsleben des Säuglings, bis sich innere Repräsentanzen herausbilden. Wird der Radius des Kindes größer, wenn es beispielsweise zu krabbeln beginnt, holt es sich in neuen und unsicheren Situationen mit dem Blick zur Mutter Erlaubnis, Vergewisserung, Zuspruch oder Bestärkung. Der Klient braucht diese anerkennende Bestätigung, um sich willkommen, angenommen und bestärkt zu fühlen. Der Begleiter ist in diesem Geschehen Zeuge seiner Existenz. Was der Klient im Ton gestaltet und erfährt, wird erst durch das haltende und bestärkende Gegenüber zu einer gemeinsamen Wirklichkeit.

Neben den erwähnten „mütterlichen“ Funktionen vertritt der Begleiter auch „väterliche“. Er ist Garant „für Struktur, Ordnung und Progression“ (DEUSER 2004, S. 227). Wenn erworbene Bewegungsmuster zu einer Begrenzung des Lebensdranges werden, wenn Bedingungen aufgegeben werden müssen, geht es für den Klienten um einen Akt der Entscheidung. Dieser Aufbruch aus dem Gewohnten in das offene, unbestimmte Feld der Möglichkeiten ist ein Wagnis (BROCKMANN, 2001). Der Begleiter kann festgesetzte Bedingungen ansprechen, damit das Bedürfnis in einem bewussten Wunsch wahrgenommen werden kann: „Wie ist es für die Hände in dieser Höhle?“, „Gehen Sie Ihrem Impuls nach“. Mauern werden durchbrochen, Höhlen werden aufgebrochen, der Ton wird aus dem Feld geräumt. Hierzu ist die Ermunterung und Stärkung zur Entscheidung und zum Handeln durch den Begleiter hilfreich und notwendig.

2.11.1 Die hermeneutisch-analytische Kompetenz

Der erste Tupfer, das Zögern, das Streichen, das Hineinfallen der Hände - in diesen ersten Bewegungen kann der Begleiter sehen, wie es dem Klienten möglich ist, Beziehung

aufzunehmen und zu verwirklichen, d. h. wie er mit dem Tonfeld in Kontakt kommen kann, und wie er diesen erlebt. In dieser ersten Kontaktaufnahme ist der Begleiter in zweifacher Hinsicht gefragt: Zum einen gilt es zu erkennen, welches Entwicklungsbedürfnis in der Bewegung der Hände zum Ausdruck kommt, und zum anderen, welche Bedingungen zur Erfüllung des Bedürfnisses in der Bewegung führen können. HEINZ DEUSER beschreibt dies als „hermeneutisch-analytische Kompetenz“ (mündl. unveröffentlichte Mitteilung). Sie dient dem Begleiter als Orientierung in der Prozessbegleitung. Indem der Begleiter Bewegungsimpulse anspricht, werden sie dem Klienten bewusst und können umgesetzt werden. Er sorgt mit seinem „mütterlichen“ Zuspruch zunächst für Halt und Sicherheit, der den Boden für erste korrigierende Felderfahrungen schafft; z.B. „Geh Deinem Wunsch nach“, „Du kannst diesem Rechts-Links-Rhythmus in der Bewegung nachgehen“, „Du kannst den Druck über die Handwurzeln bis in den Leib spüren“. Der Klient kann festgesetzte Bedingungen aus seiner Lebensgeschichte überschreiten und den Sprung in die noch ungestaltete Möglichkeit wagen, wenn eine tragende Beziehung aufgebaut ist. Der Begleiter ist im besten Fall selbst-erfahrener, und geht fürsorglich voraus. Er begleitet auf dem Weg durch die Ungewissheit zwischen Aufbrechen und Neu-Finden hin zu den Möglichkeiten der Wandlung. Er ist „Geburtshelfer im Schöpfungsakt“ (BROCKMANN 2004, S. 251). Der Begleiter sollte mögliche Erwartungen des Klienten in dessen Bewegung antizipieren. Wie in einem Schachspiel kann der Therapeut einen weiteren „Zug“ als sehr wahrscheinlich erwarten und daraufhin ansprechen. Vorausgehen beinhaltet auch das Vertrauen des Begleiters in die schöpferischen Kräfte jenes Menschen, in der Gewissheit, dass er seinem Drang nach Entwicklung, Entfaltung und ihm gemäßer Erfüllung in seiner Bewegung folgt.

2.11.2 Der verallgemeinerte Andere

Darüber hinaus vermittelt der Begleiter im sozialen Mikrokosmos des Beziehungsfeldes Tonfeld auch gesellschaftliche Haltungen. Der amerikanische Sozialpsychologe und Philosoph GEORGE HERBERT MEAD (1863 – 1931) schuf den Begriff „der verallgemeinerte Andere“ (MEAD 1998, S. 196). Nach seinem Verständnis entstehen Geist und Selbstbewusstsein innerhalb einer sozialen Ordnung. Der Prozess des Bewusstwerdens der eigenen Identität ist ein gesellschaftlicher, er geschieht in der Wechselbeziehung mit der sozialen Umgebung. In der Übernahme von Perspektiven des Anderen wird der Mensch sich seiner selbst bewusst, er versteht sich vom Anderen her. Die Perspektivenübernahme wird z.B. im Puppenspiel von Kindern, in dem sie unterschiedliche Rollen einnehmen, verdeutlicht. Die Internalisierung unterschiedlicher Haltungen ermöglicht ein reflexives

Selbstbewusstsein, d. h. innere Distanznahme. Reflexivität ermöglicht dem Menschen, sein eigenes Verhalten wie seine Handlungen zu kontrollieren und zu sich selbst Stellung zu beziehen. Der denkende Mensch ist im Vergleich zum Tier nicht mehr Reiz-Reaktionsschema ganz und gar unterworfen. MEAD bezeichnet das Denken als einen *internalisierten Dialog* (HABERMAS 1996, S. 214). Er ist sogar in der Lage, verschiedene Interaktionssequenzen mental durchzuspielen und diejenige mit dem gewünschten Ausgang auszuwählen. Dieses Probehandeln in der therapeutischen Arbeit setzt Vertrauen voraus.

In der Arbeit am Tonfeld® reflektieren die eigenen gestaltenden Aktivitäten im Material einerseits, und die Haltung des begleitenden Anderen andererseits, unsere Erfahrungen und Erlebnisse. Beispielsweise wird das Erleben der eigenen Kompetenz erst in der Objektivierung im Material und durch die Vermittlung des Begleiters möglich. Zunächst versteht sich der Klient aus der Perspektive des Therapeuten (präreflexiv). Gelingt es dem Klienten in einem weiteren Schritt, die Haltung des Therapeuten zu übernehmen, kann er sich selbst vom Standpunkt des Anderen aus verstehen und sich zu sich selbst verhalten, z.B. Fürsorge zu übernehmen. Das Praxisbeispiel in Kapitel 4 zeigt, wie sich Frau Schmidt über mich erfährt durch meine Nachahmung ihrer angedeuteten Bewegungsimpulse und mein Aufgreifen vermuteter Bedürfnisse aus ihren Bewegungen. Dies ermöglicht ihr, eigene Bewegungen zu verstärken, ihre Bedürfnisse wahrzunehmen und selbstständig Handlungsschritte zu unternehmen.

MEAD beschreibt den Zusammenhang zwischen dem Grad an Intimität der Kommunikation und der Befreiung von einer normativen Selbstkontrolle übernommener Haltungen. Situationen, in welchen „die Person ihren spontanen Tendenzen folgt und sie gegenüber einem signifikanten Anderen äußern und ausprobieren kann, ungeachtet der Normen, die außerhalb dieser Dyade gelten“, sind für die Persönlichkeitsentwicklung besonders wichtig (HABERMAS 1996, S. 225). Die beschriebene Situation ist vergleichbar mit der therapeutischen Beziehung. Im geschützten Raum können Rollen und Normen wegfallen, der Klient kann über den verallgemeinerten Anderen, vermittelt durch den Begleiter am Tonfeld, neue Perspektiven und Sichtweisen auf sich selbst gewinnen. Hier ist ein Raum geschaffen, in welchem sich bisher ungelebte Möglichkeiten entfalten können und Beziehung neu erlebt und gestaltet werden kann.

Im nachfolgenden Kapitel wird die therapeutische Beziehung ausführlich beschrieben.

3 Die therapeutische Beziehung

Im Lexikon der Psychologie wird als Basis der therapeutischen Beziehung der *Kontakt* und die *Kommunikation* beschrieben, die in Intensität sowie Art und Weise variieren können und dadurch die Beziehung prägen. Die Gestalttherapie, begründet von FREDERICK S. PEARLS (1893 – 1970), orientiert sich stark am sogenannten Kontakt-Prozess, der in vier Phasen eingeteilt wird: In den Vorkontakt, die Kontaktaufnahme, den Kontaktvollzug und in den Nachkontakt. Er zeigt auf, wie die Auseinandersetzung des Organismus mit der Umwelt typischerweise verläuft. Abgeleitet aus den Inhalten des vorherigen Kapitels könnte der technisch anmutende Begriff des Kontaktes schlicht durch den Begriff Beziehung ersetzt werden.

Die Beobachtung dieser Phasen im Kontakt des Patienten zu sich selbst, mit dem Therapeuten oder mit dem Material im künstlerisch-kreativen Prozess kann hilfreich sein, um der Situation näher zu kommen, die dem Patienten im sozialen Umgang Schwierigkeiten bereitet.

Unter Kommunikation wird das gesamte Verhalten in einer zwischenmenschlichen Situation zusammengefasst. Diesbezüglich hat PAUL WAZLAWIK ein Axiom gesetzt: „Man kann nicht nicht kommunizieren“, d. h. jeder Mensch teilt sich zu jedem Zeitpunkt mit. Als soziales Wesen kann er sich dem sozialen Kontext nicht entziehen, er verhält sich stets zu seiner Umwelt. Auch nonverbale Signale wie Körpersprache, Mimik und Gestik können aufschlussreich sein. Dabei sind wir geprägt von den frühen Beziehungserfahrungen unserer Kindheit mit den primären Bezugspersonen. Wir erkennen uns im Spiegel des Anderen, durch ihn finden wir zu unserer Identität in einem lebenslangen Prozess. Im therapeutischen Prozess betreten Therapeut und Klient diesen Beziehungsraum, in dem sie sich neu begegnen, neu ausloten und neu definieren, wer sie sind. IRVIN D. YALOM (2002) betrachtet sich und seine Patienten als *gemeinsam Reisende*, ein Begriff, der die Unterscheidung zwischen beiden aufhebt. So sind beide gleichermaßen betroffen und beteiligt, denn kein Therapeut ist gefeit gegen die inhärenten Schwierigkeiten des Daseins.

In diesem Kapitel stehen die therapeutische Beziehung und die Faktoren, die sie wirksam und heilsam machen, im Mittelpunkt. Als Grundlage dient vorrangig das Buch „Die therapeutische Begegnung – Verinnerlichung von Ich und Du“ von ALICE BERNHARD-HEGLIN. Erfahrungen aus der eigenen Analyse veranlassten sie, sich auf die Suche nach den heilenden anthropologischen Dimensionen zu machen, die unabhängig von der Methode des

therapeutischen Arbeitens heilsam sind. Dabei tragen für BERNHARD-HEGGLIN die Sichtweisen GAETANO BENEDETTIS wesentlich zur Klärung und Vertiefung der anthropologischen Dimensionen in der therapeutischen Begegnung bei. Ausgehend von ihrer psychotherapeutischen Praxis hat sie vier Aspekte als die ausschlaggebenden Grunderfahrungen zusammengefasst: Die Begegnungsstruktur, die Wunschstruktur, die Verinnerlichung des Du und das Erkanntwerden. Sie werden u. a. in diesem Kapitel ausführlich dargestellt. Zunächst soll der Beziehungsbegriff, der aus der Philosophie MARTIN BUBERS stammt, eingegrenzt werden.

3.1 Die Beziehung nach dem Verständnis von Martin Buber

„Beziehung ist Gegenseitigkeit. Mein Du wirkt an mir, wie ich an ihm wirke.“

(BUBER 1962, S. 19)

Der Schriftsteller und Religionsphilosoph MARTIN BUBER (1878 – 1965) hat sich in seinem Buch „Das dialogische Prinzip“ intensiv mit Fragen zwischenmenschlicher Beziehungen, den Möglichkeiten des Dialogs und der Begegnung von Ich und Du befasst. Damit hat er in der Ich-Du-Begegnung eine beispielhafte therapeutische Haltung beschrieben. Seine Philosophie hat das Menschenbild der Humanistischen Psychotherapie stark geprägt. CARL ROGERS (1902 – 1987) formulierte beispielsweise die therapeutischen Grundhaltungen, die auf BUBERS Begegnungsphilosophie gegründet sind.

BUBER unterscheidet zwei Haltungen des Menschen in der Beziehung zur Welt: Die Ich-Du-Beziehung und die Ich-Es-Beziehung. Die Welt der Erfahrung drückt sich im Ich-Es aus. Sie ist die alltägliche Beziehung des Menschen zu den Dingen, die ihn umgeben. Indem das Ich in seiner Abgelöstheit existent geworden ist, wird die Umwelt zum Gegenstand. Das Ich erfährt etwas über die Beschaffenheit der Welt, ein Wissen über die Dinge. Dieser objektive Erkenntnismodus ist ein *Eigenschaftserkennen*, er ist „nachichhaft“, so schreibt BUBER (1962, S. 26). Mit der Objektivierung nimmt auch die Fähigkeit des Menschen zu, die Welt zu gebrauchen.

Ganz anders ist die Ich-Du-Beziehung, sie ist *Beziehungserkenntnis*, d. h. sie lässt den Anderen in seiner Ganzheit sichtbar werden. Das Du erfährt der Mensch nicht, er kann ihm nur gegenwärtig begegnen. Als dialogische Grundbewegung nennt BUBER die Hinwendung, die eine Akzeptanz des anderen Seins einschließt. Alles, was zwischen Ich und

Du steht, eine vorgefertigte Meinung, eine Diagnose, ist Hindernis. „Nur wo alles Mittel zerfallen ist, geschieht die Begegnung“ (1962, S. 16). In sie geht der Mensch mit seinem ganzen Wesen ein, er steht in un-mittelbarer Beziehung. Indem das Ich sich auf ein Du einlässt, erschließt sich ihm sein Wesen. Es ist ein wechselseitiges Erkennen und Wirken im Gewahrsein des anderen, aus dem beide verändert hervorgehen. Aus der Begegnung empfängt der Mensch keinen Inhalt, es geschieht etwas an ihm. Er empfängt in der Gegenwart des Du eine Kraft, die ihm Aufgenommensein und wirkliche Verbundenheit, Sinnbestätigung und damit Wert vermittelt. Bezogen auf die Arbeit am Tonfeld® bedeutet dies, den Menschen von seinen Möglichkeiten her wahrzunehmen. Dadurch geschieht Öffnung, fixierende Vorstellung tritt zurück und Schöpferisches kann sich entfalten. BUBER schreibt: „Der Mensch wird am Du zum Ich“ (1962, S. 32), und es könnte weiter lauten: er entfaltet seine Potenziale im Blick des Anderen. In seiner Entwicklung ist der Mensch fortwährend auf Beziehung angewiesen. Seine Identität entwickelt sich in hohem Maße danach, wie er sich in den Augen wichtiger Bezugspersonen widergespiegelt erfährt.

BUBER vergleicht die Ich-Du-Beziehung mit dem Leben von Naturvölkern. Sie leben in einem „magischen“ Weltbild, in dem es kein Kausalitätskontinuum gibt. Sie leben nicht abgehoben von ihrer Umwelt, sondern in Beziehungsvorgängen und Beziehungszuständen. Ihr Gegenüber erleben sie, ohne sich dessen schon bewusst zu sein. Das Ich ist noch nicht hervorgetreten aus der Beziehung. Das meint BUBER, wenn er schreibt: „Im Anfang ist die Beziehung“ (1962, S. 22). Die Ich-Du Beziehung steht demnach vorgestaltlich und naturhaft vor der Entwicklung eines Ich-Bewusstseins. Sowohl phylogenetisch als auch ontogenetisch ist Beziehung die Voraussetzung menschlicher Entwicklung.

3.2 Die therapeutische Begegnung

Zwischenmenschliche Beziehung - als das tragende, kontinuierliche Element - ist auf Begegnung angewiesen. Sie bleibt nur dann lebendig, wenn wir unser Gegenüber immer wieder neu entdecken, wenn wir offen bleiben gegenüber Neuem, Unerwartetem im Möglichkeitsraum des Schöpferischen. Dies gilt besonders für die therapeutische Beziehung die durch ihre Offenheit, beispielsweise gegenüber Kategorien oder Diagnosen, immer wieder „Neu-Begegnung“ ermöglichen sollte. Nicht dass der Mensch zum „objektiven“ Gegenstand meiner Erkenntnis wird, sondern dass „ich ihn *in meiner eigenen Begegnung mit ihm* partnerisch erfahre“ (TRÜB 1971, S. 19). TRÜB hebt die personale Begegnung sogar als den zentralen Heilungspunkt „in der Ganzheit ihres personhaften Gegenübertretens“ hervor (1971, S. 53). Aus seiner Sicht steht der Therapeut dabei auch stellvertretend

für den Weltbezug, d. h. er versucht sowohl die Zwiesprache des Klienten nach „innen“ zu fördern, als auch die Verwirklichung von Erfahrungen aus der therapeutischen Beziehung nach „außen“ zu stützen.

Zunächst definiert BERNHARD-HEGGLIN Begegnung als ein Aufeinanderzugehen zweier Individuen, die „sich in irgendeiner Form als relevant erkennen, und zwischen denen sich ein Lebensprozess anbahnt, der nicht vorhersehbar ist und der für beide bedeutsam wird“ (1999, S. 23). Sie hebt Begegnung als ein psychisches und *dialogisches Erkenntnisprinzip* hervor, als ein Erkennen und Erkannt-werden im intersubjektiven Geschehen. Erkennen und Begegnen sind in der Begegnungsphilosophie nicht voneinander zu trennen (vgl. Kap. 3.5). In und durch Begegnung erkennen sich zwei Menschen gegenseitig, und sie beginnen sich gegenseitig zu erschließen.

Dies gilt in ganz besonderer Weise im therapeutischen Raum. Die Begegnung mit dem Du geschieht in ganz existenziellem Sinn. Sie vollzieht sich, wie BENEDETTI formuliert, „in einem seelisch-geistigen Rahmen, wo die tiefsten Wunscherfüllungen des Menschen und damit die Wurzel der Kraft liegt, die den Leidenden zum wahren Selbst führt“ (BERNHARD-HEGGLIN 1999, S. 7). Als Rahmen oder Basis für Begegnung ist hier eine tragende Beziehung gemeint. In der Begegnung geschieht Selbstbegegnung und Selbstfindung im Anderen.

BERNHARD-HEGGLIN beschreibt dieses dialogische Geschehen als *Primärbegegnung* oder *Basisbegegnung*, die im Erstkontakt auf einer nonverbalen Ebene stattfindet. Dabei nehmen wir ein breites Spektrum an Signalen wahr, die auf unserer Prägung und Vorerfahrung beruhen, und ordnen diesen unsere eigene Bedeutung zu. Wir konstituieren intuitiv ein Bild des anderen, das nur teilweise mit der Wirklichkeit des Therapeuten übereinstimmt, vielmehr jedoch mit den Emotionen, Ängsten, Erwartungen, Sehnsüchten des potentiellen Klienten (vgl. Kap. 3.6). Es ist ein unbewusster oder vorbewusster Dialog, ein nonverbaler Austausch von Mitteilungen und Bedeutungen. Dieses Abtasten im primären Aufeinander Zugehen ist darauf ausgerichtet zu klären, ob der Therapeut die Bedürfnisse des Patienten erfüllen kann. In diesem Sinn ist Begegnung ein primäres Erkenntnisprinzip. Im Verlauf der Therapie kann sich aus dieser vorbewussten Wahrnehmung neuer Austausch und neue Erfahrung konstituieren.

Der Begriff des „*Medialen*“, den GERTRAUD SCHOTTENLOHER (2002) auf der gestalterischen Ebene verwendet, ist vergleichbar mit der Primärbegegnung. Im Bild werden Stimmungen wiedergegeben und keine Szenen. Auch der Therapeut wird atmosphärisch

wahrgenommen und bildet eine emotionale Einheit mit dem Klienten, die vergleichbar ist mit der frühen Mutter-Kind-Beziehung (vgl. *Primärprozess* bei FREUD).

Im Zusammenhang mit der Primärbegegnung spricht C. G. JUNG vom Entstehen eines gemeinsamen Unbewussten, wodurch Bindung und Vertrautheit erwachsen und zu einer Identifikation des Therapeuten mit dem Patienten führen (1946, in BERNHARD-HEGGLIN 1999). BENEDETTI führt diesen Gedanken des gemeinsamen Unbewussten weiter aus. Er beschreibt es als „wesentliche und schöpferische Begegnungsdimension“ (1992, BERNHARD-HEGGLIN 1999). In der Begegnung ist die Verinnerlichung des Anderen als wandelnde und wachstumsfördernde Kraft bedeutsam. Weiterführend betont BENEDETTI auch die zunehmende Bedeutung des Therapeuten in der Begegnung mit dem Patienten. Er muss sich selbst in Frage stellen, sich zu erkennen und zu entwickeln suchen, denn er kann nur wirken, wenn er sich in der Begegnung existentiell herausfordern lässt. Dagegen sind therapeutische Modelle relativierbar, methodisches „Werkzeug“ ist selbstverständliche, aber unerlässliche Voraussetzung allen therapeutischen Handelns.

Folgende Aspekte in der therapeutischen Begegnungserfahrung beschreibt BERNHARD-HEGGLIN als besonders bedeutsam: Die *Begegnungserwartung*, die *Tiefenerwartung* im Unbewussten, die *Wunschkraft* als Begegnungsdynamik und der *existentielle Austausch* in der *inneren Begegnung*. Die Autorin betrachtet die therapeutische Begegnung als ein Prozessgeschehen, das *vor* dem konkreten Aufeinanderzugehen in Form einer Begegnungserwartung beginnt. Im Umfeld der Begegnung wirkt eine Grundkraft, die BERNHARD-HEGGLIN als Erwartung umschreibt. Im Erwarten ist der Patient auf etwas ausgerichtet, verfestigte Perspektiven geraten in Bewegung, es geschieht Öffnung auf Neues und Zukünftiges hin. Im Offen-Werden erwachen Wunsch und Sehnsucht, sie sind eine Bewegung auf den Therapeuten zu. Die Tiefenpsychologie erweitert den Begriff der Erwartung und spricht von der Tiefenerwartung. Sie richtet ihre Wahrnehmung besonders auf die unbewussten Dimensionen des Begegnungsgeschehens. Wie in der o.g. Primärbegegnung werden im Zustand des Erwartens über die Tiefenschichten der Person Signale gesendet, empfangen und mit Bedeutung versehen. Gerade die Wunschkraft als Drang des Menschen zur Verwirklichung bricht aus den Tiefendimensionen hervor und bringt den Menschen in Bewegung.

Der vierte Aspekt des existentiellen Austauschs geschieht in jeder tiefergehenden therapeutischen Begegnung. Anteile des Anderen werden integriert, und dies führt zu einer Neudeutung und Ausweitung des Selbstseins. Aus tiefenpsychologischer Sicht kommt der Verinnerlichung des Anderen in der inneren Begegnung eine besondere Bedeutung zu.

Dies geschieht weitgehend im Unbewussten und ohne seine konkrete Gegenwart. Im Gegenwärtigsein dieses inneren Du kann sich ein fruchtbarer innerer Dialog entwickeln. Der Andere wird zu einer lebendigen inneren Wirklichkeit und umgestaltenden Wirkkraft (BERNHARD-HEGGLIN 1999, S. 46 ff).

3.2.1 Die innere Lebensgeschichte in der therapeutischen Begegnung

Begegnung und innere Lebensgeschichte greifen ineinander. Die *innere* Lebensgeschichte wird in der therapeutischen Beziehung in den dualen Raum gehoben. Sie wird eine Geschichte für und mit dem Therapeuten, der ihr Raum gibt, der sich dem Patienten zuwendet, der mitfühlt, mitlebt und mitträgt. Der Begriff der *Dualisierung* stammt von BENEDETTI (1998). An dieser Stelle würde der Begriff „Dialog“ meines Erachtens stärker das wechselseitige Geschehen beschreiben und weniger die Gegenüberstellung, wie sie die Dualisierung beinhaltet. BENEDETTI meint damit, dass ein psychisches Symptom vom Therapeuten als „Situation“ erlebt wird, die er mit einschließt in den Therapieprozess und damit in die Nähe seines Patienten bringt. Somit kann sich der Therapeut tiefer einfühlen, und der Patient erlebt ihn als mittragenden Gefährten, als eine Seite der eigenen Existenz und kann dadurch Widerstände gegen sie abbauen.

BERNHARD-HEGGLIN unterstreicht, dass unsere Lebensgeschichte unabänderbar ist, obwohl eine tiefenpsychologisch orientierte Therapie darauf beruht, mit dem Patienten eine neue Lebensgeschichte zu erschließen. Wie geschieht das? Unsere Biographie fassen wir oft in Fakten und Daten zusammen, die abrufbar bereitliegen. Diese sind unabänderbar. Anders ist es mit der *inneren* Lebensgeschichte, sie ist eine Sinn-Geschichte. Aus der Neurophysiologie wissen wir heute, dass wir nicht Fakten, sondern Bedeutungen „engrammieren“ (BERNHARD-HEGGLIN 1999, S. 14). Es ist somit die Geschichte unseres Erlebens, das emotional-kognitiv gedeutet wurde. In der therapeutischen Beziehung konstituieren und erleben wir unsere Lebensgeschichte wieder und erhalten dadurch Zugang zu unseren vergangenen Erlebnissen. Durch neue Begegnungserfahrung kann sie sich auch verändern, sie kann neu gestaltet und reflektiert werden im dualen Raum. Auch in der Arbeit am Tonfeld® geht es nicht darum, unsere Lebensbedingungen zu verändern, sondern neue Möglichkeiten zur eigenen Verwirklichung zu finden, indem wir unsere Bedingungen annehmen und einen Umgang damit finden. Der Begleiter am Tonfeld ermöglicht neue Beziehungserfahrungen in den unterschiedlichen, ihm zugetragenen Rollen. So kann die *innere* Lebensgeschichte durch veränderte Sinn- und Bedeutungszusammenhänge eine neue Qualität im Erleben erhalten. „Das liegt zwischen uns, worum es geht“

schreibt TRÜB (1971, S. 103) und meint damit, dass in der Ich-Du-Begegnung ein Drittes behandelt wird: nämlich die menschliche Erfahrung mit sich selbst und seiner Welt.

3.3 Der Wunsch im therapeutischen Dialog

Die französischen Freud-Interpreten LACAN und RICOEUR haben durch ihre Begrifflichkeit neue Perspektiven eröffnet. Statt des Begriffes „Trieb“ (impulsion) verwendeten sie „désir“ als Wunsch, Verlangen, Begehren, Sehnsucht. Wir sprechen somit nicht mehr von einer Triebstruktur des Menschen, sondern von einem Wunschwesen, dessen Wunschstruktur wir erfassen. Hierfür verwendet WEIZSÄCKER den Begriff des „Patischen“. Nach seinem Verständnis ist der Mensch grundsätzlich situationsverhaftet (vgl. Gestaltkreis Kap. 2.6). In der Sehnsucht, Trauer oder Liebe erfährt sich der Mensch in seiner Abhängigkeit, in der er seine „Existenz weniger setzt als vielmehr erleidet“ (WYSS 1991, S. 313).

Als wesentlich betrachtet BERNHARD-HEGGLIN den Zusammenhang zwischen den aus der Kindheit kommenden Wünschen und dem gegenwärtigen Wünschen, das in die Zukunft hineinreicht. Die Sprache des Wunsches ist ein vielschichtiges Geschehen, eine Vorstufe des Wortes. In den Wünschen werden Grundkräfte deutlich, beispielsweise nach Lebendigkeit, nach Selbstsein oder nach Seinsausweitung. Die innere Lebensgeschichte und ihre Bedeutung für den Klienten kann auch als eine Geschichte des Wunsches betrachtet werden. So kann beispielsweise in einem körperlichen Symptom ein Wunsch verschlüsselt zum Ausdruck kommen. Im dialogischen Prozess können unerfüllt gebliebene Wünsche des Kindes aufsteigen und erkannt werden, wie z.B. das Bedürfnis, vom Vater gelobt zu werden, oder die Sehnsucht nach mehr Zuwendung der Mutter. Der Wunsch und die Sehnsucht des inneren Kindes kann aufgrund seiner Unerfülltheit nicht losgelassen werden, so dass er in der Gegenwart für den Klienten groß und bestimmend wird. Meist steht dahinter die Angst, dieselbe Kränkung oder Verletzung erneut zu erfahren. In der Beziehung zum Therapeuten kann in der gelebten Übertragung ein Stück Neuerfahrung entstehen.

Mit dem Wünschen öffnet sich der Klient der Begegnung. „Der Wunsch ist gerichtete Lebenskraft und macht die menschliche Existenz offen für ein Du“ (BERNHARD-HEGGLIN 1999, S. 55). Therapeutische Begegnung kann nach BERNHARD-HEGGLIN auch als Entfaltung einer „interaktiven Wunschgeschichte“ (1999, S. 51) verstanden werden. Im Begegnungsraum treten Therapeut und Klient als wünschende Wesen in einen Dialog. In die Dynamik des unbewussten Wünschens sind beide eingeschlossen. BENEDETTI (1998, S.

131) erklärt dieses Phänomen mit dem Begriff des gemeinsamen Unbewussten. Über die Brücke des Unbewussten wirkt der Wunsch im Anderen. Es ist nun nicht allein der Klient, der wünscht, hofft, erlebt, sondern durch die Dualisierung entsteht die Erfahrung vom Mitwünschen, Mithoffen, Mitsein. Die Wunschstruktur des Therapeuten bestimmt, was er als relevant wahrnimmt. Seine Wünsche „lesen“ den Klienten und seine verborgenen und unerschlossenen Möglichkeiten. Hier hat die Selbsterfahrung des Therapeuten eine besondere Bedeutung, um seine eigenen Bedürfnisse und Wünsche zu kennen, und von denen des Patienten trennen zu können. Im Tiefenwünschen des Therapeuten entfaltet sich eine Grundkraft, die letztlich das Heilende psychotherapeutischer Erfahrung hervorbringt. BENEDETTI (1998, S. 131) spricht auch von Heilträumen des Therapeuten, aus dessen Traumhandlungen neue Ausblicke für den Klienten entstehen können. Das Phänomen des heilenden therapeutischen Wunsches nimmt BENEDETTI im *progressiven therapeutischen Spiegelbild* auf. Damit ist es ihm gelungen, die Dualisierung in eine kunsttherapeutische Methode einzubinden.

Ein wesentliches Thema für BERNHARD-HEGGLIN ist der dialogische Weg vom Wunsch zur Sehnsucht, und sie glaubt, dass die Dimension der Sehnsucht zur *Conditio humana* gehört. Der Wunsch kann als Wurzel der Sehnsucht betrachtet werden. In der therapeutischen Begegnung kann der Raum, in dem der Wunsch zur Sehnsucht wird, geöffnet werden, wenn Therapeut und Klient diese Dimension menschlicher Grunderfahrung kennen und anerkennen. Im gemeinsamen Aufsuchen dieser Wunschgeschichte entschlüsseln sich unsere Wünsche im Dialog. Erinnerungen beginnen sich zu bewegen, Schmerz, Frustration, Enttäuschung, aber auch glückliche Momente steigen auf. Verfestigtes Erleben lockert sich in der dualen Begegnung. Es sind Phasen des Schmerzes, der Wut und der Vorwürfe, die nach und nach Verzeihen und Versöhnung möglich machen. Damit geschieht eine Wandlung im Bedeutungserleben des Klienten, die schließlich Integration ermöglicht. Was uns Schmerz bereitet hat, muss betrauert werden, damit wir es akzeptieren können. Das postuliert REDDEMANN (2003) als Voraussetzung zur Annahme und Integration der eigenen Geschichte im Zusammenhang mit Traumatisierung.

BENEDETTI verweist auf die Hoffnung als therapeutisches Grundprinzip. Aus seiner Erfahrung mit psychotischen Patienten ist das Aufkeimen von Wunsch und Sehnsucht ein Zeichen der noch verbleibenden Lebendigkeit. Die abgespaltene und nicht mehr wahrnehmbare Sehnsucht wird in der Dualisierung erfassbar, sie wird in diesem Geschehen zur Hoffnung. Der Begriff „Übertragungshoffnung“ (BENEDETTI 1998, S. 71) umschreibt diese dualisierte Hoffnung. Anstelle des hoffnungslosen, verzweiferten Klienten hat der Thera-

peut eine Hoffnung, die er ihm mitteilt. Die Übertragungshoffnung bildet den Raum, in dem heilendes Geschehen erst möglich wird. Ohne Hoffnung wäre keine Therapie möglich, unterstreicht BENEDETTI, sie ist die „Ahnung einer letzten, wirklichen Realität“ (1998, S. 262). „Sie gründet in der Erfahrung, dass die Urdimension der Existenz die Liebe ist“ (ebd. S. 269).

BERNHARD-HEGGLIN berichtet aus ihrer Erfahrung, dass es in jeder tiefergehenden Therapie um ein Wünschen über sich hinaus, um eine menschliche Sinnsuche geht, als „Sinn über mich hinaus“ (1999, S. 44), die in irgendeiner Weise nicht mit dem Tod verfällt. Wo Sehnsucht zum Ausdruck kommt, wird Heilung möglich, denn Wunsch und Sehnsucht sind Ausdruck von Lebendigkeit.

Hoffnung ist nicht Optimismus.
Nicht die Überzeugung,
dass etwas gut ausgeht,
sondern die Gewissheit,
dass etwas einen Sinn hat,
ohne Rücksicht darauf,
wie es ausgeht.

(Václav Havel in REDDEMANN 2003, S. 166)

3.4 Die Verinnerlichung

Jeder Klient bringt seine Erfahrungsmuster mit in die Therapie, die geprägt sind von früheren und bestehenden Beziehungen: Partner, Freunde, Mutter, Vater, Lehrer, Vorgesetzte. Als wichtigen Faktor, der letztlich zur Verinnerlichung des Anderen führt, nennt BERNHARD-HEGGLIN die Dialektik in der menschlichen Beziehungsart. Sie ist ausgespannt zwischen Nähe und Ferne, Begegnung und Trennung, Erfüllung und Versagung. Intersubjektive Erfahrungen aus lebensgeschichtlichen Beziehungen, positive wie negative, werden im Laufe unseres Lebens nach innen genommen und spielen eine wichtige Rolle sowohl in zukünftigen Beziehungen als auch in der Therapie. Die verinnerlichten Beziehungsgestalten sind auch wert- und normvermittelnd im Sinne des Über-Ich, oder es bildet sich daraus ein bestimmtes Lebensskript (vgl. Transaktionsanalyse). So entwickeln sich unsere Beziehungsmuster, die uns manchmal einschränken, neue Begegnung erschweren oder gar unmöglich machen. Menschliche Entwicklung bedeutet immer Koevo-

lution, sie beruht also auf Gegenseitigkeit und bedeutet gemeinsames Wachsen. Mit dem Begriff „*das verinnerlichte Du*“ (ebd. S. 78) bezeichnet BERNHARD-HEGGLIN die verinnerlichte Gegenwart von Beziehungsmustern.

Anhand literarischer Texte, tiefenpsychologischer Aspekte und verschiedener Ansätze der Entwicklungspsychologie zeigt BERNHARD-HEGGLIN in ihrem Buch auf, dass es sich bei dem Phänomen der Verinnerlichung um einen anthropologischen Vorgang handelt. Auf die letzten beiden Punkte wird hier kurz eingegangen.

Auf der Suche nach den tiefenpsychologischen Aspekten der Verinnerlichung folgt BERNHARD-HEGGLIN dem Begründer der Tiefenpsychologie: SIGMUND FREUD (1856 – 1939). Er beschreibt bereits verschiedene Formen des Aufnehmens eines Anderen im mitmenschlichen Beziehungsfeld: Die *Einverleibung*, die *Introjektion*, die *introjektive Identifikation* und *Internalisation* oder *Verinnerlichung* (ebd. 1999, S. 86).

Zusammenfassend ergibt sich aus den Anfängen der Tiefenpsychologie folgende Sicht: Wir begegnen uns nicht nur in einer äußeren Realität, sondern wir verinnerlichen den Anderen in einer ganzheitlichen Weise. Durch unsere Sinne, durch feinste emotionale Signale, durch das Wort und die darin zum Ausdruck gebrachten Gedanken nehmen wir einander auf. „In dieser „inneren Schöpfung“ erschaffe ich den Anderen so, wie ich ihn sehen kann, erleben kann, wie ich ihm Gestalt geben kann in mir, mit meinen gegenwärtigen Möglichkeiten“ (BERNHARD-HEGGLIN 1999, S. 87).

Neue Forschungsansätze der Entwicklungspsychologie verbinden empirische Säuglingsforschung und tiefenpsychologisches Denken. Sie bestätigen die Auffassung, dass sich menschliches Leben von Beginn an dialogisch entwickelt. Die Beobachtungen des Säuglingsforschers DANIEL N. STERN weisen auf die frühe menschliche Entwicklung als eine fortschreitende Grunderfahrung von „Ich *mit* dem Anderen“ hin (BERNHARD-HEGGLIN 1999, S. 89).

STERN (1993) stellt das Selbstempfinden des Säuglings ins Zentrum seiner Untersuchungen. Er beschreibt vier Phasen der kindlichen Selbstentwicklung:

- Empfinden eines auftauchenden Selbst (0. – 2. Monat)
- Empfinden eines Kern-Selbst (zwischen 2. – 6. Monat)
- Empfinden eines subjektiven Selbst (ab 7. – 9. Monat)
- Empfinden eines verbalen Selbst (15. – 18. Monat)

Seine Theorie spricht dem Säugling von Geburt an eine wesentlich aktivere Rolle und Differenziertheit zu. Die Phasen stellen unterschiedliche Formen im Erleben von Selbst und Umwelt dar. In der unmittelbaren Begegnung mit den Bezugspersonen hat der Säugling zunächst Einzelerlebnisse. Diese Erfahrungen beginnt er zu verknüpfen und erlebt so ein Herausbilden von Organisation, eine zunehmende Differenzierung zwischen Selbst und Objekt, die nach Ansicht STERNS primär existiert. Zunächst ist das Selbstempfinden gemeinsam geschaffener Erfahrungen von der Anwesenheit des Anderen abhängig. Hier wird bereits deutlich, dass wir uns bilden, indem wir uns be-ziehen auf ein Du. Immer wiederkehrende Ereignisse mit bestimmter Abfolge (z. B. das Stillen oder Wickeln) werden in Form einer Episode (so genannte RIGs, Repräsentationen individueller Interaktionserfahrung) generalisiert und sind somit als Erinnerung gelebter Erfahrung im Gedächtnis (vgl. Schema Kap. 2.2). Es geschieht somit eine Verinnerlichung des Anderen, die reaktiviert werden kann. STERN bezeichnet diesen verinnerlichten Anderen als „*evozierten Gefährten*“. „Der evozierte Gefährte ist ein Erleben des Zusammenseins oder der Gemeinsamkeit mit einem das Selbst regulierenden Anderen, das bewusst werden oder außerhalb des Bewusstseins stattfinden kann“ (STERN 1993, S. 163). Die Fähigkeit zum Erleben innerer Gegenwart macht dem Kleinkind eine zeitweilige Trennung von der Bezugsperson möglich. So hebt Verinnerlichung die Trennung von Zeit und Raum auf. STERN sieht die intrapsychische Anwesenheit des Anderen als lebenslange Entwicklungslinie, sie ist Ausdruck der sozialen Erlebensweise des Menschen.

Die Darstellung tiefenpsychologischer und entwicklungspsychologischer Aspekte zeigt die Bedeutung der Verinnerlichung als Voraussetzung für das Entstehen sicherer Bindung und tragender Beziehungen. Die Fähigkeit, den Anderen dabei immer wieder neu zu sehen, neu zu erkennen, stellt ein wichtiges Merkmal wirklicher Begegnung dar. Anderenfalls sind wir eingeschränkt in neuen Begegnungen mit dem realen Du, bis hin zu pathologischen Phänomenen aufgrund fixierter Verinnerlichung. Grundvoraussetzung für jede therapeutische Arbeit ist es, Begegnung und Erfahrung zuzulassen, und die Arbeitsmethode sollte durch ihre Struktur dazu verhelfen. Die Dynamik der Übertragung gestaltet die Begegnung und Beziehung wesentlich mit (s. Kap. 3.6). In jeder tiefergehenden Therapie setzt eine Introjektion des Anderen ein. BERNHARD-HEGGLIN (1999, S. 94) bezeichnet sie als „*dialogische Verinnerlichung*“, da sie gegenseitig stattfindet. Der Klient hat nach einiger Zeit den Therapeuten verinnerlicht. Das ermöglicht ihm, den geführten Dialog zu ver-gegenwärtigen, den Dialog weiter zu führen, neue Einsichten in diesem Gespräch zu er-arbeiten. Er erlebt, dass der Therapeut sein Wesen akzeptiert, erkennt und annimmt. In diesem Prozess erschafft sich der Klient neu, wie auch der Therapeut. Im inneren und im

äußeren Gespräch mit dem Du hat er sich selbst kennen und lieben gelernt. So können sich lebensgeschichtliche Du-Bilder verändern: die positiven verstärken, die negativen mildern. Aus einer geglückten Beziehungserfahrung entwickeln wir neue Beziehungserwartungen, die Beziehungsmöglichkeiten weiten sich aus. In Zusammenhang mit dem progressiven therapeutischen Spiegelbild spricht BENEDETTI (1998, S. 219) von der *Identifizierung* mit dem Erleben des Klienten durch den Therapeuten. Die progressiven Bewegungen und die „Positivierung“² (1998, S. 150) geschehen seitens des Therapeuten. Dadurch kann sich der Klient im Bild wie in einem Spiegel erkennen, das Bild verinnerlichen und sich so wiederfinden.

Das „*Du und Du in mir*“ sind existentielle Grundworte und heilender Faktor im psychotherapeutischen Prozess (BERNHARD-HEGGLIN 1999, S. 112).

3.5 Erkanntwerden durch einen Anderen

Die Erfahrung des Erkanntseins, des gegenseitigen Sich-Erkennens ist eine menschliche Grunderfahrung. Wir suchen das Erkanntwerden und das Erkennen im Blick des Anderen. Es rührt an Ur-Erfahrungen, die den Menschen aus dem liebenden Blick, aus der Berührung erschaffen. Erkanntwerden öffnet uns den Erlebnisraum zur Kindheit. Darin liegt auch eine Sehnsucht nach dem erfahrenen und verlorenen Paradies des Einsseins, dem bergenden Raum des Mütterlichen (BERNHARD-HEGGLIN 1999).

Vergleichbar damit ist die *Intersubjektivität* nach STERN (1993, S. 182f). Hierbei entdeckt das Kind, dass es nicht nur Affekte hat, sondern *über* Affekte mit anderen kommunizieren kann.

Im Erkanntwerden finden wir Geborgenheit, der Andere gibt uns dadurch Heimat in sich, die Welt um uns wird uns heimatlich vertraut. BERNHARD-HEGGLIN spricht von einem *dialogischen Cogito* im Gegensatz zum cartesianischen: „Du erkennst mich, also bin ich“ (1999, S. 118). Sie verweist in diesem Zusammenhang auf zwei existenzielle Erfahrungen aus der Literatur: das Nicht-Erkantwerden und der Blick des deutenden Anderen. In der ersten Situation verliert das Gegenüber seine Gestalt, seinen Namen, es ist nur noch Objekt und sein Raum wird ihm genommen. Im zweiten Beispiel geschieht eine Festlegung durch den Anderen, es besteht ein verfestigtes Bild des Gegenübers in welchem es gefangen ist. Erkanntsein, welches die dialogische Dimension nicht einschließt, kann zerstö-

² BENEDETTI versteht darunter die therapeutische Aufgabe, die unbekannte positive und integrationsfähige Seite der Psychopathologie aufzuspüren, sie bewusst in sich aufzunehmen und dem Patienten zurückzuspiegeln.

rerisch sein. Nur in der Begegnung können wir die seelische Wirklichkeit des Anderen erkennen. Im Erkennen ist auch das Anerkennen eingeschlossen. Im Du ist „stets eine Bejahung des angesprochenen Wesens“ eingeschlossen (BUBER 1962, S. 20). Im Erkennen und Anerkennen erschaffen wir den Anderen neu.

Was heißt nun, in der Therapeutischen Beziehung erkannt zu werden? Die Erfahrung des Erkanntwerdens in einer therapeutischen Beziehung ist nach BERNHARD-HEGGLIN (1999) vergleichbar mit dem Eintreten in einen Raum, in dem der Klient kostbar und wichtig wird, in dem er angeschaut wird in den Dimensionen seines Wesens, auch in jenen, die er selbst noch nicht kennt. In diesem Geschehen geht es um ein Begegnungserkennen, in welchem bewusste und unbewusste Dimensionen unseres Wesens erkannt werden. Das Unbewusste umfasst auch Anteile des „nicht gelebten Lebens“ (v. WEIZSÄCKER), dem wir keinen Raum gewähren. Diesen kreativen Raum des Möglichen suchen wir in der therapeutischen Arbeit auf (vgl. Kap. 2.8). Die Haltung des Therapeuten besteht einzig im Fragen danach, was Leben fördert oder behindert. In jeder tiefergehenden Therapie entsteht im liebenden Erkanntwerden Lebensraum, in welchem Grunderleben menschlicher Existenz erneut erfahrbar wird.

KEGAN umschreibt diese Situation so: dass wir die Erfahrungen des Klienten so verstehen „*wie er sie erlebt*“ (1986, S. 13). Er hält die Fähigkeit, dies zu vermitteln, für den wichtigsten Aspekt im Verhalten des Therapeuten. Das Erkennen und Lieben beschreibt WYSS als Grundfaktoren der Psychotherapie. Zwischen diesen Polen gilt es, eine Balance zu halten. Dabei schafft das Erkennen Distanz zum Klienten, er wird zum Gegenstand des Denkens. Indem er vom Therapeuten wieder liebend und verstehend angenommen wird, wird er erneut zum Subjekt, zur Person. Auch der Klient durchläuft jedes Mal diesen Kreisprozess. Das Durchlaufen dieser Beziehung, das Durchlaufen von Erkennen, Distanzierung und Objektivierung einerseits, Annehmen, Verstehen, Lieben andererseits erst ergibt den Gestaltkreis in der therapeutischen Beziehung (ebd. 1991, S. 418f).

Viele Menschen haben früher oder gegenwärtig ein sehr partielles Erkanntwerden erlebt. Den Raum des Erkanntwerdens zu finden und dialogisch zu erleben, ist wesentlich in der Therapie. Dieses unentbehrliche Erleben ist für die meisten Klienten eine neue Erfahrung die verbindet und die sie auch auskosten. Weil es eine Ur-Erfahrung für den Menschen darstellt, kann sie nicht als Regression im Sinne von Abwehr verstanden, sondern vielmehr als eine innere Bewegung zur Mitte, in die Tiefe, als eine Bewegung „Hin-zu-den-Quellen“ beschrieben werden (BERNHARD-HEGGLIN 1999, S. 143). Regression schafft

demnach Raum für Neubeginn. „So wie Du mich erkennst, kann ich mich nun selbst innerlich erkennen, liebevoll immer neu erkennen, neu anerkennen und darin neu erschaffen“ (ebd. S. 154). Das erkennende Mitsein des Therapeuten schafft Raum für unsere Selbstwahrnehmung und ermöglicht existentielle Neudeutung, durch welche wir uns weiterentwickeln. Auf diesen Dialog ist auch das Unbewusste angewiesen, das sich zu zeigen beginnt und zum Ausdruck findet. In der therapeutischen Begegnung erfahren wir Seinsgewissheit, Seinsgeborgenheit und Seinsentfaltung: „Das *erkennende Du in mir* wird eine innere Quelle des Neubeginns, ein innerlich fortwirkender Prozess“ (ebd. S. 153).

3.5.1 Die Bedeutung des Unbewussten im dialogischen Erkanntwerden

Das Unbewusste ist kommunikativ strukturiert und nur in der Intersubjektivität fassbar. Im psychotherapeutischen Kontext lässt es sich in seinen Wirkweisen beobachten und erfassen. In der dialogischen Deutung durch und mit dem Anderen findet es seinen Sinn. Im Wünschen zeigt sich auch das Unbewusste in seiner Dynamik zum Anderen hin, um von ihm erkannt zu werden. Über das Unbewusste entsteht eine Kommunikation zwischen Patient und Therapeut, und so kann es durch die therapeutische Intuition erschlossen werden. BENEDETTI nennt diesen Raum das „gemeinsame therapeutische Unbewusste“ (1998, S. 79). Konkret zeigt sich dies in den Heilträumen des Therapeuten oder in Träumen und Phantasien des Patienten. Schon FREUD hatte den Traum als wesentliche Manifestation des Unbewussten bezeichnet. Im Erkanntwerden befreien sich Kräfte des Unbewussten, die nach Selbstoffenbarung und Seinsentfaltung streben, Anteile, die wir bisher nicht gelebt haben. Das Unbewusste ist aber auch angewiesen auf einen innerpsychischen Dialog mit dem Bewusstsein der Person, denn es ist ein konstitutiver Teil unserer Ganzheit. Ist eine fließende Verbindung in beide Richtungen vorhanden, können wir ungelebte Möglichkeiten entfalten. Auch der Therapeut sollte zugänglich sein für das freie Fließen des Unbewussten, es ist Quelle seiner Intuition. „Wir müssen dem Raum der Intuition und dem gemeinsamen therapeutischen Unbewussten eine eigene schöpferische Tätigkeit zuerkennen“ (BENEDETTI 1998, S. 81). Die Kommunikation des Unbewussten ist wesentlich von Übertragung und Gegenübertragung bestimmt, die nachfolgend beschrieben werden.

3.6 Übertragung und Gegenübertragung

In der klassischen Analyse waren Übertragung und Gegenübertragung wichtigster Bestandteil der Behandlung. Jede menschliche Beziehung, auch außerhalb von Therapien,

enthält Elemente der *Übertragung* und *Gegenübertragung*. In jede neue Beziehung tragen wir frühere Beziehungserfahrungen hinein. Was wir von einer Beziehung erwarten, wie offen wir hineingehen können und wie wir sie gestalten, ist wesentlich von unseren früheren Erfahrungen abhängig. Die unbewusste Verlagerung eigener Gefühle, Wünsche und Gedanken auf andere wird auch als *Projektion* bezeichnet. Auch in der therapeutischen Beziehung werden bislang unbewusste frühere Beziehungserfahrungen reaktiviert. Unbewusste Inhalte werden zunächst als Projektionen auf ein Objekt erfahren. Sie bieten dem Klienten die Möglichkeit, ungelöste Konflikte aufzugreifen, nachzuerleben, in der Beziehung zum Therapeuten durchzuarbeiten und mit möglichst positivem Erleben zu füllen (TÖLLE 1999). Die Bewusstwerdung von Projektionen bedeutet die Rücknahme in das Subjekt und ermöglicht damit eine bewusste Unterscheidung zwischen Ich und Anderem. „Wandlung von Übertragung/Gegenübertragung in echte menschliche Beziehung bedeutet deshalb Bewusstwerden und Anerkennen der menschlichen Begrenzung und für den Patienten zugleich ein Stück Selbstfindung“ (JACOBY 2000, S. 7). Wir brauchen also andere Menschen, wir benötigen sie sogar als Objekte, die bewusst oder unbewusst unsere Reifung, unseren Individuationsprozess anregen und fördern. Menschliche Beziehungen sind ein wesentlicher Teil des eigenen „Weltentwurfs“ – wie es HEIDEGGER formuliert. Je mehr wir unserer Ganzheit bewusst werden, desto reifer können wir Beziehungen leben.

Die *Gegenübertragung* wird in der klassischen Analyse als die unbewusste Reaktion auf die Übertragungsreaktionen des Klienten dargestellt. Im weiteren Sinn umfasst Gegenübertragung alle Gefühle, die der Therapeut gegenüber seinem Klienten verspürt. Das Arbeiten mit diesen Elementen setzt eine sehr reflektierte Vorgehensweise voraus. Damit der Therapeut einen Resonanzboden für den Klienten bilden kann und nicht aus eigenen Bedürfnissen, Vorstellungen und Erwartungen heraus agiert, sollte er sich einer eigenen Selbsterfahrung unterziehen und konstruktive Selbstkritik üben. Ein sehr hilfreiches Instrument hierfür ist die Teilnahme an regelmäßiger Supervision.

Was in den Kapiteln 3.5.1 und 3.6 beschrieben wurde, ist in folgendem Diagramm anschaulich dargestellt:

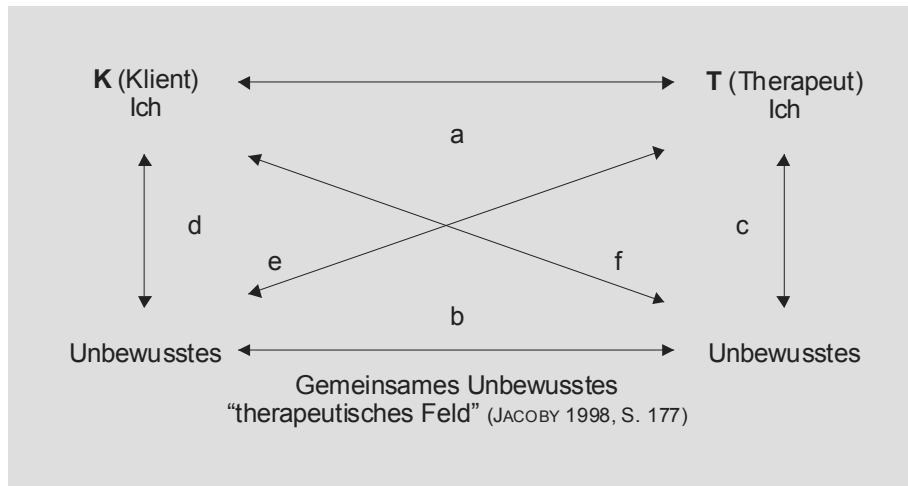


Abb. 2: Beziehungsgeflecht zwischen Therapeut und Klient (JACOBY 2000, S. 47):

- a. Sog. Arbeitsbündnis zwischen T und K; z. B. Voraussetzungen ihrer Zusammenarbeit, Therapieziele, Honorar usw.;
- b. Inhalte und Kräfte, die im Unbewussten noch „schlummern“, werden in der Beziehung geweckt. Diese Inhalte können ins Bewusstsein kommen und die weitere Persönlichkeitsentwicklung fördern;
- c. T braucht Einblick in ihre eigenen unbewussten Konflikte und Komplexe, sollte ihre eigenen Verwundungen kennen. „Das Seelische muss erlebt nicht bloß gedacht werden“ (JACOBY 2000, S. 50); Heilräume;
- d. T versucht, sowohl zu den bewussten als auch zu den unbewussten Anteilen von K Kontakt herzustellen und erhofft sich dadurch, auch die Beziehung von K zu seinem Unbewussten zu fördern; (vgl. Kap. 3.5);
- e. In K tauchen Gefühle gegenüber T auf, z.B. T wird ihr unsympathisch, K misstraut ihm, K kann die nächste Sitzung kaum erwarten ... T wird also mit Ängsten, Phantasien, Emotionen ausgestattet, die der Erlebnisweise von K entsprechen;
- f. Auch T hat gegenüber K Vorstellungen, Wünsche, Erwartungen, Gefühle; ihre Deutungen und Bewertungen von Ks seelischer Verfassung beruhen weitgehend auf gefühlsmäßigen Wahrnehmungen von T. Hier kommt eigene Analyse, Selbsterfahrung und Supervision zum Tragen.

3.7 Der Beziehungs- und Handlungsdialog in der Arbeit am Tonfeld®

In der Arbeit am Tonfeld®, wie auch in anderen kunsttherapeutischen Verfahren, treten Klient und Therapeut in einen Beziehungs- und „Handlungsdialog“ (HEISTERKAMP 2002, S. 26f). Dabei setzen sich unbewusste frühere Beziehungserfahrungen im Bezug auf Feld und Begleiter in Szene. Übertragung und Gegenübertragung geschehen im unmittelbaren *Erleben*. DILTHEY betrachtet Erlebnisse als *strukturelle Einheiten*, aus welchen sich das Seelenleben im Auseinandertreten von Subjekt und Welt aufbaut. In ihnen ist der individuelle „Zusammenhang“ zwischen sich selbst und der Außenwelt gegenwärtig (JUNG

1996, S. 93). Einzelne Erlebnisse werden aufeinander bezogen, dadurch wird die Welt für uns kohärent. DILTHEYS Verständnis vom „Zusammenhang“ ist vergleichbar mit der „Organisation“ in PIAGETS Entwicklungsmodell (vgl. Kap. 2.4). Nach DILTHEY schlägt sich unser Erleben im *Ausdruck* in äußerer Form nieder, z.B. in Kunst, Sprache oder in Gesten. Aufgrund dieses äußeren Niederschlags können wir unser Inneres begreifen und somit verstehen (KUNZMANN et. al. 2001). Dies geschieht in der Arbeit am Tonfeld®. In den Schemata, die in der Gestaltbildung zum Ausdruck kommen, ist immer schon die Situation mit all der äußeren Forderung und Verhinderung enthalten, in der sie erworben wurden. Die Bewegung rückt das, was den Klienten bewegt, durch Gestaltung in seine Wahrnehmung (vgl. Abschnitt 2.5).

In diesem Prozess wird auch der Begleiter in die Beziehungserfahrungen aus dem primären Umfeld des Klienten einbezogen, er ist in unterschiedlichen Rollen gefordert. In der Übertragung stellt der Klient sozusagen eine „Lebensforderung“ (DEUSER, mündl. Mitteilung) an den Therapeuten, die eingelöst werden will, damit der Klient weitere Entwicklungsschritte tun kann. CHRISTIAN schreibt im Zusammenhang mit der Übertragung: „Der therapeutisch wirksame Faktor ist wahrscheinlich allein die Handhabung des Übertragungsprozesses im spannungsgeladenen, wechselnden Beziehungsverhältnis zweier Menschen. Dieser dynamische Personalismus ist daher primär Handlung, Bewirkung, Drama, Methode“ (ebd. 1952, S. 142). So taucht der Begleiter im besten Fall mit in die Handlung ein und wirkt in der unmittelbaren Begegnung. Der Therapeut kann die wahrgenommenen Handlungen des Klienten verbalisieren, Bedürfnisse ansprechen, oder, wie im nachfolgenden Praxisbeispiel, Bewegungsimpulse direkt aufgreifen und vermitteln, indem er im Tonfeld mitarbeitet. Wenn er die ihm übertragene Rolle erfüllen konnte, ist der Klient in der Lage, sein Bedürfnis zu erfüllen, um sich dann zu lösen und diese Funktion selbst zu übernehmen.

Weiter schreibt CHRISTIAN (1952), dass die bereichernde Erkenntnis durch die in Gang gebrachte kommunikative Bewegung zwischen Therapeut und Klient erfahren wird, und nicht durch intellektuelle Operationen. Dennoch ist die Betrachtung der reflexiven Ebene von Übertragung und Gegenübertragung ein wichtiger Bestandteil in der therapeutischen Arbeit. Schwierige Situationen oder unklare Verläufe in einer Supervision zu reflektieren, erschließen dem Therapeuten eigene unbewusste Anteile und ermöglichen ihm dadurch, sich von diesen zu distanzieren und sich auf die Gestaltung zu beziehen, oder beispielsweise in einer neuen Weise auf den Klienten zu reagieren.

4 Praxisbeispiel aus der Arbeit am Tonfeld®

Während meines Praxissemesters in der Rehabilitations- und Jugendhilfeeinrichtung Gutenhalde in Filderstadt-Bonlanden hatte ich die Möglichkeit, mit einer damals 19-jährigen Frau, ich nenne sie Frau Schmidt³, in insgesamt 11 Sitzungen am Tonfeld zu arbeiten. Diese protokollierte ich schriftlich und zeichnete sie auf Video auf. Zunächst dienten die Videoaufnahmen der Supervision an der Fachhochschule bei Professor Heinz Deuser. Ein erster Videomitschnitt einzelner Sequenzen entstand beim Abschluss meines Praktikums, um die Arbeit am Tonfeld® und den Therapieverlauf mit Frau Schmidt in der Team-Konferenz vorzustellen. Selbst für diejenigen, die nicht mit dem Tonfeld vertraut waren, war die Entwicklung der Patientin in dieser zeitlich gerafften Form augenfällig. Anfänglich zeigten ihre Bewegungen kaum Vitalität. Ihre Hände wirkten leblos, berührten kaum den Ton und bewegten sich unkoordiniert. Dann aber berührte und bearbeitete Frau Schmidt das Material mit zunehmender Intensität und entwickelte sogar viel Sensibilität und Geschick im Gebrauch ihrer Hände.

Um den Handlungsablauf und die qualitativen Veränderungen im Greifen, in der Sensibilität und im Beziehungsaufbau zwischen uns zu dokumentieren, habe ich einen zweiten, ausführlicheren Videofilm erstellt. Ich füge ihn als DVD im Anhang bei, um den Prozessverlauf zu veranschaulichen. Setting 2 bis 4 liegen nur protokollarisch vor. Aus diesem Grund beschreibe ich das erste Setting stellvertretend für die Ausgangssituation am Tonfeld und die erste Phase des Prozessverlaufes. In dieser Anfangsphase war das Thema des Haltfindens im Tonfeld und in der Beziehung zu mir Mittelpunkt unserer gemeinsamen Arbeit. Frau Schmidt konnte über mich Beziehungsgewissheit erfahren. Dadurch gewann sie Halt und Stabilität. Dies ermöglichte ihr, in den weiteren Tonfeldeinheiten Eigenheit im Greifen zu entwickeln. Damit einher ging die wichtige Erfahrung des „Ich kann“.

Nachfolgend werde ich die einzelnen Entwicklungsschritte dieses Prozesses beschreiben.

4.1 Vorgeschichte und Ausgangssituation von Frau Schmidt

Zunächst hatte ich kaum Informationen über Frau Schmidt. Allerdings hatte ich schon, bevor wir mit der Arbeit am Tonfeld® begannen, die Gelegenheit, sie in unterschiedlichen Si-

³ Name wurde von mir geändert. Das Praxisbeispiel beschreibe ich in weiblicher Form, da es sich bei beiden Akteuren um Frauen handelt.

tuationen zu erleben. In ihrer Wohngruppe habe ich beispielsweise regelmäßig mein Mittagessen zusammen mit den Jugendlichen eingenommen. Frau Schmidt war 19 Jahre, als ich sie während meines Praktikums kennenlernte. Sie ist fast 1,80 m groß, etwas pummelig und in der Gruppe sehr mitteilsam. Sie hat eine laut tönende Stimme. Deshalb stößt sie bei vielen Jugendlichen auf Ablehnung. Im Kontakt mit jungen Männern zeigt sie häufig ein werbendes Verhalten, was für die Gruppe nicht unproblematisch ist. Auf diese Frustrationen reagiert sie gereizt, es kommt auch zu provozierten Streitereien. Bei Tisch häuft sie ihren Teller übervoll und verschlingt förmlich ihr Essen. Ihre Tischmanieren sind nicht kultiviert. Auf ihr Äußeres und auf Körperhygiene achtet sie ebenfalls nicht besonders. Sie muss immer wieder darauf hingewiesen werden, frische Kleidung anzuziehen. Sie braucht klare Grenzen und Strukturen; diese müssen ihr von den sie betreuenden Personen gesetzt werden.

Zusätzlich konnte ich Frau Schmidt in der Arbeitstherapie (AT) kennenlernen und eine erste Vertrauensbasis aufbauen. In der AT Wollwerkstatt hat Frau Schmidt hauptsächlich kleinere Filzarbeiten hergestellt, z.B. Bälle, Schatullen (durch Einfilzen eines Steines), Eierwärmer etc. Häufig habe ich sie dabei angeleitet. Frau Schmidt konnte beispielsweise mit ihren Händen kaum fühlen, wann eine Wollfläche gleichmäßig ausgelegt war. Nach dem Befeuchten der Wolle verlangt das Filzen zunächst Fingerspitzengefühl, und je mehr sich die Fasern zu einem Faserverbund schließen, desto mehr Druck kann eingesetzt werden. Das fiel Frau Schmidt besonders schwer. Sie konnte kaum mit der gesamten Handfläche in Berührung mit der Wolle kommen oder ihren Druck auf das Material variieren. Oft war sie unaufmerksam und unkonzentriert, schaute aus dem Fenster. Nur durch vorgegebenes gemeinsames Arbeiten und mit meiner Hilfestellung konnte sie Arbeitsstücke fertigstellen.

Nach und nach erfuhr ich in den Team-Konferenzen mehr zu ihrer Vorgeschichte. Frau Schmidt hat einen drei Jahre älteren Bruder. Ihre Mutter leidet unter einer Angststörung. Dadurch konnte Frau Schmidt wahrscheinlich keine tragende, konstante Beziehung zu ihr erfahren. Insgesamt war sie in ihrer kindlichen Entwicklung verzögert, es wurde eine minimale Cerebrale Dysfunktion diagnostiziert. Die Integration in den Kindergarten verlief unproblematisch, in der Grundschule zeigte sie jedoch erhebliche Lernschwierigkeiten. Dennoch war sie in der Lage, nach der 7. Klasse von der Hauptschule auf die Realschule zu wechseln und diese mit der mittleren Reife abzuschließen. Mit 14 Jahren entwickelte Frau Schmidt einen Waschzwang. Grund war die Angst, sie könnte schwanger werden, wenn sie einen Mann berührt. In ihrem Werben um Männer einerseits und in der Furcht

vor ihnen andererseits wird eine Ambivalenz deutlich. Möglicherweise ist sie Ausdruck ihrer sozialen Beziehungsstörung und ihres Bedürfnisses nach Beziehung. Das Waschen entspräche dann dem Versuch eines Ausgleichs.

Als sie ihr freiwilliges soziales Jahr (FSJ) in einem Kindergarten absolvierte, wurde der Waschzwang so stark, dass Frau Schmidt das FSJ abbrechen musste, zunächst in stationäre Behandlung kam und anschließend in die Rehabilitations- und Jugendhilfeeinrichtung aufgenommen wurde. Was ich in der AT beim Filzen beobachtete, wurde auch aus anderen therapeutischen Gruppen berichtet. Frau Schmidt kann sehr gut mit Handy und CD-Spieler umgehen, ihr Körpergefühl, Tastsinn und Selbstwahrnehmung sind dagegen sehr schwach entwickelt. Ihr Gleichgewichtssinn ist schwach ausgeprägt, sie hat manchmal Schwierigkeiten, sich aufrecht zu halten. Bewegungsabläufe werden erst nach häufiger Wiederholung verinnerlicht. Dieses Bild wird aus den unterschiedlichen Arbeitstherapien sowie aus der Heileurhythmie und Bothmer-Gymnastik beschrieben.

Diese Wahrnehmungsstörungen könnten ihren Grund in der defizitären Beziehung zum frühen Umfeld haben. Möglicherweise hat sich das gestörte soziale Beziehungsverhalten aus der instabilen Beziehung zur Mutter entwickelt. Das Bild ihrer Wahrnehmungsstörung und das Bedürfnis nach Haltsuche am Tonfeld wären somit Ausdruck ihrer frühen Erfahrungen. Gelingt es im Tonfeld, eine stabile und verlässliche Beziehung aufzubauen, könnte dies für Frau Schmidt eine Verbesserung ihrer Symptomatik sowohl im Bereich der Selbstwahrnehmung und des Körpergefühls (Gleichgewicht) als auch in ihrer Beziehungsfähigkeit bedeuten (vgl. DOERING 2001).

Die Beobachtungen aus den unterschiedlichen Bereichen führten dazu, sie im Tonfeld zu begleiten mit dem Ziel, sie ganz basal über ihre Sinne (Tastsinn, Hautsinn, Tiefensensibilität) anzusprechen und zu erreichen.

4.2 Das Setting

Wir trafen uns in der Regel einmal pro Woche zum Tonfeld im Kunsttherapieraum. An diesen Tagen fiel für Frau Schmidt die AT in der Wollwerkstatt aus. Sie war die Einzige, die eine Einzeltherapie bekam und prahlte damit bei den Anderen. Für die gemeinsame Arbeit hatte ich eine Stunde vorgesehen. Zunächst dauerten unsere Tonfeld-Einheiten eher länger, so dass ich einen Schlusspunkt setzen musste. Im weiteren Verlauf kam Frau Schmidt dann selbst an einen Punkt, an dem sie die Einheit beenden konnte.

In angemessenem Abstand zu uns war die Videokamera auf einem Stativ aufgebaut. Abgesehen von der Dokumentation verkörpert die Kamera den „verallgemeinerten Anderen“ (MEAD 1998, S. 196). Von ihm fühlen wir uns wahrgenommen und gesehen. Wir können der Kamera z. B. etwas bewusst zeigen oder aber etwas verbergen. Der verallgemeinerte Andere sieht uns, und wir verstehen uns durch ihn.

Zum allgemeinen Ablauf des Settings verweise ich auf Kapitel 2.10.

Setting 1:

Erste Begegnung:

Frau Schmidt kommt überpünktlich zur ersten Tonfeldeinheit. Sie hat ihre Pause verkürzt und ist Punkt 10:30 Uhr bei mir im Kunsttherapieraum. Sie wirkt nervös und verunsichert, sie lächelt, dabei wirkt ihr Gesichtsausdruck angespannt. Nur kurz kann sie den Blick zu mir halten, dann schaut sie weg. Es war schon alles vorbereitet, auch die Kamera war aufgebaut, wie wir es zuvor besprochen hatten. Ich erkläre ihr nochmals das Vorgehen und dass die Kamera nur auf Feld und Hände eingestellt ist. Frau Schmidt schaut einmal kurz durch die Kamera und wir nehmen am Tonfeld Platz.

Gestaltungs- und Handlungsebene:

Sie legt ihre Hände mit geschlossenen Augen auf den Ton, es ist kaum Spannung in ihnen. Frau Schmidt kann kaum Kontakt aufnehmen zum Feld, sie wirkt unberührt. Ich biete ihr an, sie könne ihre Augen öffnen, weil ich den Eindruck habe, das entfernt sie noch mehr vom Feld. Sie weiß nicht, was sie tun soll, in ihren Händen ist kaum Bewegung. Bewegungen, die entstehen, wirken unsicher und ohne Vitalität, die Handgelenke sind dabei hochgestellt (Abb. 3). „Der Ton fühlt sich kalt an“, sagt Frau Schmidt. Sie bringt etwas stärkeren Druck auf, und dabei schieben sich kleine Tonmengen vor ihren Fin-



Abbildung 3: Anfangsbewegung.

gerspitzen zusammen. Darin vermute ich eine Tendenz, in den Ton stechen zu wollen.

In der Mitte des Tonfeldes beginnt sie einen Kreis zu vertiefen. Ich biete ihr an, Wasser zu nehmen. Sie geht mit den Fingern vorsichtig in die Wasserschale und streicht zart über den Ton.

Dann fordert sie mich auf, ebenfalls im Tonfeld mitzugestalten. „Deine Hände müssen auch mit in das Feld“, meint Frau Schmidt. Ich tauche meine Hände ins Wasser und ahme ihre

Bewegungen nach. Ich berühre den Ton verstärkt mit den Fingerspitzen und schiebe etwas Ton auf. Sie beginnt in den Ton geschwungene Linien zu ritzen und zu vertiefen, ohne diese zu benennen. Dabei ruht die linke Hand meist auf dem Feld. Ich habe einen Tonwall angehäuft, in den ich steche, denn in ihren Bewegungen nehme ich die Tendenz wahr, in den Ton stechen zu wollen. Am Ende einer Rinne beginnt auch sie, in den Ton zu stechen. Sie schaut immer wieder auf das, was ich mache. Ihre Bewegungen werden zielgerichteter und differenzierter.



Abbildung 4: Als ich mitmache, sind die Bewegungen von Frau Schmidt orientierter.

Reflexion:

In der ersten Phase unserer gemeinsamen Arbeit nehme ich die Haltsuche und das Bedürfnis nach Berührung wahr. In der Anfangsbewegung kommt der Wunsch nach Berührung von den Basissinnen (v. a. Tiefensensibilität) her zum Ausdruck, das Bedürfnis, über Druck auf die Handwurzeln sich selbst am Widerstand des Materials zu spüren. Auch das einhändige Arbeiten weist darauf hin, dass sie wenig Halt und Gleichgewicht hat.

Frau Schmidt weiß häufig nicht, was sie tun soll. Als sie Wasser nimmt, kommt sie bereits besser mit dem Feld in Kontakt. Als ich mitmache, bekommen ihre Hände sichtlich Orientierung. Die Beziehung zu mir ermöglichte Frau Schmidt, das Material stärker zu bearbeiten. Über unsere Bewegung traten wir in einen Beziehungsdialog (vgl. Handlungsdialog, HEISTERKAMP 2002). Über mich erfährt sich Frau Schmidt in ihrem Dasein. Sich über das Zusammensein mit einem anderen Menschen zu erfahren, ist Bestandteil der frühesten Existenzform des Menschen.

Zunächst ging es darum, dass wir gemeinsam etwas taten, und weniger darum, was wir taten. Durch das, was ich tat, griff ich die in ihrer Bewegung vermuteten Bedürfnisse auf, und führte sie in langsamen Bewegungen aus. Dadurch vermittelte ich ihre Bewegungsimpulse an sie zurück. Kann sie dieses vermittelte Bedürfnis, diesen vermittelten Wunsch als ihren eigenen wahrnehmen, könnte sie an Kraft gewinnen, um sich zu verwirklichen. „Der Wunsch ist gerichtete Lebenskraft ...“ (BERNHARD-HEGGLIN 1999, S. 55). Der bewusste Wunsch richtet das Ich auf ein Ziel hin aus und macht es handlungsfähig (s. Kap. 3.3).

Im Aufgreifen ihrer Bedürfnisse in meiner Bewegung kann Frau Schmidt auch Vertrauen in unsere Beziehung entwickeln. Es ist vergleichbar mit dem Erkenntwerden in der therapeutischen Beziehung (s. Kap. 3.5). In der Tendenz, in den Ton stechen zu wollen, nahm ich latente Aggression wahr, Aggression verstanden als ein Eindringen in das Material, ggf. mit dem Ziel, ihre eigene Kraft zu spüren und sich des Materials zu bemächtigen.

WINNICOTT (1983) räumt der Aggression von Beginn des Lebens an einen wichtigen Platz ein. Sie kommt im Bewegungsdrang des Säuglings zum Ausdruck. Seine Bewegung stößt auf Widerstand, damit erfährt er sich in seiner Kraft und seinem Lebensdrang. Aggression ist nach WINNICOTT gleichzusetzen mit „personaler Entwicklung“ (Verwirklichung) und „Lebenskraft“ (1983, S. 14). So könnte Frau Schmidt über den Druck in den Handwurzeln ihr Selbstbewusstsein stärken. Über die Beziehung zu mir und über die Nachahmung könnte sie in ihrer Vitalität und Aggressionslust weiter angesprochen werden. Frau Schmidt sah mir bei meinem Tun immer wieder zu, bis es ihr selbst möglich war, in den Ton zu stechen.

Durch die zögernde Berührung und die Zurückhaltung ihrer Impulse vermute ich, dass Frau Schmidt Medikamente nimmt. Es kommt mir vor, als sei sie dadurch gehemmt und könne sich nicht richtig konzentrieren. Ihr Betreuer bestätigt meinen Verdacht dauerhafter Einnahme von Psychopharmaka.

In den folgenden Settings habe ich immer mitgestaltet.

Setting 5

Erste Begegnung:

Frau Schmidt hatte zuvor eine Auseinandersetzung mit ihrem Betreuer. Sie wirkte sehr nervös und erschüttert, als sie kam. Ihre Hände zitterten.

Gestaltungs- und Handlungsebene:

Sie legt ihre Hände ohne Spannung auf. Seit der ersten Sitzung arbeitet sie mit offenen Augen. Ich gehe von meiner Seite her mit ins Feld. Frau Schmidt wird nur langsam aktiv. Ich steche in den Ton und glätte das Loch mit Wasser. In ihren Händen ist auch die Tendenz zu stechen. Sie erzählt mir von dem Streit. Ich grabe eine Rinne auf sie zu. Frau Schmidt ahmt mich nach. Auch diesmal geht es vorrangig um unser gemeinsames Tun. In die Rinne trüffelt sie Wasser und streicht mit ihren Fingern hindurch. Ich vermute den Wunsch nach Selbstberührung und reibe daher meine Hände mit Ton ein. Frau Schmidt nimmt dieses Angebot gleich auf, nimmt Wasser und streicht sich ebenfalls die Hände ein (Abb. 5). Die Berührung deute ich als ein erstes Abtasten und Gewahrwerden ihrer Hände. Ihre Aufmerksamkeit gleitet immer wieder ab in unbeteiligtes Tun. Wenn ich sie anspreche, blickt sie für einen Moment zu mir, ansonsten ist ihr Blick meist auf ihre Hände und das Feld gerichtet. Ich weite die angelegte Rinne zu einem breiteren Kanal aus und biete ihr an, daran weiter zu bauen. Frau Schmidt greift dieses Angebot auf und schafft von ihrer Seite her eine schmale Verbindung. Sie schafft eine Tunnelverbindung, indem sie mit dem Finger hindurchsticht. Frau Schmidt nimmt nach und nach ein wenig Wasser mit dazu, den entstehenden Tonschlamm schiebt sie im Kanal hin und her und reibt sich damit immer wieder die Hände ein. Durch mein Tun bekommt sie Raum, sich zu objektivieren. Als die Stunde vorüber war, fällt es Frau Schmidt schwer, diese Tonfeld-Einheit zu beenden; sie reagiert leicht enttäuscht darauf, dass ich die Stunde beende.



Abbildung 5: Frau Schmidt streicht sich die Hände mit Tonschlamm ein.

Reflexion:

Mit der Zeit kamen beide Hände ins Geschehen. Sie kommen sogar zusammen im Einreiben mit Ton. Allmählich waren Bedingungen geschaffen, durch die Frau Schmidt Grundbedürfnisse erfüllen und für sich selbst aufnehmen konnte (z.B. im Einreiben ihrer Hände). Indem ich ihre Bewegungen im gemeinsamen Tun nachahmte, bekommt Frau

Schmidt Halt in der Beziehung zu mir und stabilisiert sich über mich. Der Waschwang könnte auch eine äußere Form der Stabilisierung für sie darstellen, eine rituelle Form, durch die sich Frau Schmidt in angstbesetzten Phasen äußere Struktur aufbaut und Ausgleich schafft. Im Tonfeld greife ich die Struktur über Wiederholung und Nachahmung in unserer Beziehung auf, worüber sie möglicherweise Stabilisierung erfährt. Der Aufbau neuer Handlungsschemata (s. Kap. 2.2) könnte für Frau Schmidt die Loslösung von ihren Zwangshandlungen bedeuten.

Setting 6

Erste Begegnung:

Frau Schmidt kommt etwas verspätet. Sie hatte vergessen, dass wir verabredet waren und war zuerst in die Arbeitstherapie gegangen.

Gestaltungs- und Handlungsebene:

Heute räumen wir das Tonfeld gemeinsam ein, denn ich hatte aus den vorhergehenden Settings den Eindruck, dass Frau Schmidt beim Anblick des noch unbearbeiteten Tonfeldes nicht recht weiß, wie sie anfangen soll. Sie arbeitet jetzt im Stehen und drückt den Ton kräftig ins Feld (Abb. 6). Beide Hände sind aktiv. Ich spreche sie auf die Streckung an, die dabei im Rücken spürbar wird, und auf den Abdruck der Hände im Ton (Abb. 6). Ich biete ihr Wasser an, damit sich die Fläche

besser bearbeiten lässt. Sie streicht lange das Feld glatt, und im Übereinanderlegen nimmt sie auch ihre Hände intensiv wahr. Sie fragt: „Ist es gut so, können wir anfangen?“ „Wir sind schon mitten drin“ antworte ich. Wir setzen uns, Frau Schmidt möchte nicht im Stehen weiterarbeiten. Sie braucht mein Zutun, um aktiv zu werden. Unsere streichenden Bewegungen sind fast gleichzeitig. Sie sticht mit dem Daumen ein Loch in das Feld. Ich



Abbildung 6: Mit kräftigem Druck auf die Handwurzeln räumt Frau Schmidt das Tonfeld ein.

ziehe einen Kanal bis zur Feldmitte und biete ihr an, dass sie daran gern weiter gestalten kann. Sie schafft gleich eine Verbindung zu ihrer Gestaltung. Als ich etwas Ton nehme und in der Hand knete, macht sie das nach. Frau Schmidt beginnt dann, bleistiftdicke „Würste“ aus Ton zu formen. Zunächst weiß sie damit nicht so recht etwas anzufangen, versucht zu flechten. Dann beginnt sie, damit den Kanal zu gestalten. Ich greife das in meiner Gestaltung auf und lege ihr weitere Tonwürste hin, mit denen sie dann Bögen über den Kanal bildet (Abb. 7). Es gibt viele zähe Phasen im gesamten Verlauf, Frau Schmidt wirkt sehr müde. Als ich das Ende der Stunde ankündigte, entwickelt sie nochmals neuen Eifer, so als ob sie das Ende der Stunde hinauszögern wollte. Nachdem sie sich die Hände gewaschen hatte, betrachtet sie das Gestaltete nochmals. Sie freut sich darüber, stellt aber fest: „Diese Brücke sieht aber nicht stabil aus.“ Ich betone das Gemeinsame an dieser Arbeit und ihre Idee mit den Würsten. „Ja, ich weiß auch nicht, das kam einfach so.“ Wir verabschiedeten uns mit einem Händedruck.

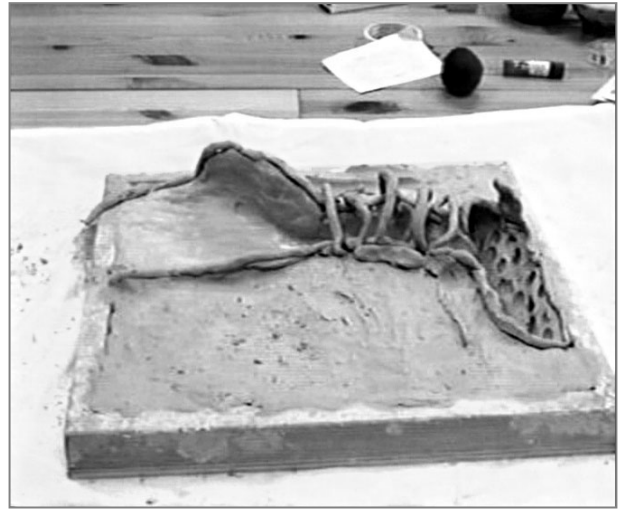


Abbildung 7: Gestaltung am Schluss des Settings.

Reflexion:

Durch das Einräumen des Tones kommt Frau Schmidt sichtlich in ihre vitalen Kräfte. Ich hatte ihr Bedürfnis erkannt und ihr im Einräumen des Feldes eine Möglichkeit geboten, dieses zu befriedigen. In ihre Bewegungen kommt plötzlich eine Kraft und Orientierung. Das bedeutet einerseits, dass sie über den Druck ihrer Handwurzeln ihren Körper wahrnimmt, und andererseits, dass sie nun auch in der Lage ist, selbst auf einen anderen Gegenstand Druck ausüben zu können. Dieser Druck kann als Ausdruck von Macht interpretiert werden. Dieses Machtgefühl ermöglicht ein intensives Erleben von Selbstbehauptung und Durchsetzungsvermögen. Darauf lässt die durchaus erkennbare Aggression ihrer Bewegung schließen.

Die Frage, ob wir nun anfangen könnten, hat mit ihrer eigenen Verwirklichung in der Welt zu tun, in die sie mich nun mit einbezieht.

Indem ich ihr Tonwürste forme und hinlege, erfährt Frau Schmidt Bestätigung in ihrem Tun. Diese bestärkende Erfahrung ermöglicht Frau Schmidt die Übernahme dieser Handlung, wodurch sie wiederum Anerkennung über die Beziehung zu mir erfährt. Diese Abfolge von Bestätigung – Übernahme – Anerkennung könnte zu einer Orientierung und Eingliederung ihrer Bedürfnisse führen (vgl. Intersubjektivität DORNES 1999, S. 152 ff; Bedürfnisorientierung GEHLEN 1975, S. 73ff).

Die Arkaden in der Schlussgestaltung könnten ihrer Tendenz von Hemmung entsprechen, der Kanal als Symbol der fließenden Lebensenergie gesehen werden.

Setting 7

Erste Begegnung:

Der Gesichtsausdruck von Frau Schmidt wirkt offen und entspannt, obwohl ich bei der Terminabsprache im Vorfeld den Eindruck hatte, ihr damit lästig zu sein.

Gestaltungs- und Handlungsebene:

Diesmal räumt Frau Schmidt das Tonfeld ein, indem ich ihr Tonklumpen reiche und sie diese ins Feld drückt. Sie arbeitet im Stehen und drückt den Ton mit beiden Händen kräftig fest. Dabei spreche ich sie auf ihren Handabdruck an und betone wieder die Streckung im Rücken. Darin kommt ihre Mächtigkeit zum Ausdruck: Das Feld steht ihr zur Verfügung. Wir setzen uns - damit weichen die anfängliche Kraft und der Schaffenseifer. Ich frage, was sie mit dem Feld machen möchte, das noch sehr buckelig ist. Frau Schmidt weiß es nicht. Ich arbeite wieder mit im Feld. In dieser Sitzung geschieht sehr viel, fast parallel, über die gegenseitige Nachahmung. Frau Schmidt formt eine Kugel in den Händen, ich ahme sie nach. Ich greife ihre Bewegung auf, sie greift meine auf im Streichen, in den Formen,



Abbildung 8: Frau Schmidt setzt ihre linke Hand jetzt häufiger ein.

im Stechen usw. Ich schaffe einen Kanal zur Mitte des Feldes hin, Frau Schmidt greift die Gestaltung auf und setzt sie fort. Auch die linke Hand setzt sie zusehends mehr ein (Abb. 8). Sie breitet sich mehr und mehr im gesamten Feld aus.

Reflexion:

Das Greifen und Drücken beim Einräumen des Feldes ist sehr kompetent. Was Frau Schmidt beobachtete, ahmte sie immer häufiger nach, dadurch gewann sie Halt in der Beziehung zu mir. Indem ich Frau Schmidt in ihrem Tun nachahmte, signalisierte ich ihr Wert und Anerkennung. Nachahmung bedeutet, sich vom Anderen her zu verstehen.

Das Gewährwerden ihres Körpers über die Tiefensensibilität drückt sich nun in objektivierter Form im Handabdruck aus im Sinne von 'mein'. Sie lernt ihre Hände als Werkzeug einzusetzen und das Material zu verwenden. Damit beginnt sie, zwischen Ich und Anderem zu trennen und ihre Positionierung im Feld vorzubereiten.

Die Idee, Frau Schmidt in der nächsten Tonfeldeinheit ein Übergangsobjekt mit der in Gestalt aus Ton geformten Maus anzubieten, entstand in der Supervision bei H. Deuser mit der Vermutung, dass sie dadurch mehr in ihre Phantasie kommen würde. Aus der haptomorphen Gestaltung könnte sich dann Bildhaftes und Erzählerisches entwickeln.

4.3 Die Bedeutung von Übergangsobjekten und Übergangsphänomenen

Bevor in der nächsten Tonfeldeinheit ein Übergangsobjekt, eine Maus eingeführt wird, soll seine Bedeutung hier erläutert werden.

Die Zeit des ersten Auftretens von Übergangsphänomenen setzt WINNICOTT zwischen dem 4. und 12. Lebensmonat an. Das Übergangsobjekt kann z. B. der Daumen, die Flasche, ein Plüschtier oder eine Decke sein. Auch Phänomene wie das Lallen oder das Singen vor dem Einschlafen gehören dazu. Zunächst erfüllt die „genügend gute Mutter“ (WINNICOTT 1973, S. 20) in fast vollkommener Anpassung die Bedürfnisse des Säuglings und ermöglicht ihm die Illusion, sie sei ein Teil von ihm. Sein Weltbild ist ein magisches. Die Erfahrung der Onnipotenz stellt für den Säugling zunächst eine Tatsache dar. Aus der Erfüllung seiner Bedürfnisse schöpft er aus der geglückten Mutter-Kind-Interaktion positive Erfahrungen, aus welchen Vertrauen in die Welt und die Menschen resultieren. Dieses Vertrauensgefühl beschreibt ERIKSON als Urvertrauen (1971, S. 72). Wenn die Fähigkeit des Kindes zunimmt, Frustration bzw. einen zeitlichen Aufschub seiner Bedürfnisse zu ertragen, kann die Mutter ihre Anpassung schrittweise verringern. Gelingt dieses Unternehmen, so „kann das Erlebnis der Versagung für das Kind schließlich zum Gewinn

werden, denn unvollständige Anpassung an Bedürfnisse macht Objekte erst zu etwas Realem, das heißt zu geliebten und zugleich gehassten Objekten“ (WINNICOTT 1973, S. 21). Um in diesen Phasen v. a. depressive Ängste des Alleinseins und Getrenntseins zu überstehen, erschafft sich das Kind ein Übergangsobjekt. Der Zipfel der Decke repräsentiert ein Teilobjekt, und obwohl er real ist, ist für das Kind die Tatsache klar, dass es nicht das Objekt *ist*, sondern dieses *bedeutet*. „Es stellt aber kein Symbol für die Mutter dar, sondern für die mütterliche Funktion, für die Qualität der Beziehung“ (LIMBERG 1998, S.48). Das Übergangsobjekt hält das innere Objekt (Mutter) in seiner Abwesenheit lebendig, indem es für das äußere Objekt eintritt und Angst und Spannung mildert. „Das Objekt repräsentiert den Übergang des Kindes aus einer Phase der engsten Verbundenheit mit der Mutter in eine andere, in der es mit der Mutter als einem Phänomen außerhalb seines Selbst in Beziehung steht“ (WINNICOTT 1973, S. 25). Die unvermeidlichen Frustrationen tragen zu der Selbst- und Objektdifferenzierung und zu einer Integration realer Objektrepräsentanzen bei, die sowohl positive als auch negative Eigenschaften beinhalten. LIMBERG (1998) sieht die große Bedeutung des Übergangsobjektes für den Säugling in der Erfahrung, durch eigene Aktivität Einfluss zu nehmen auf sein Befinden. Er erschafft damit das Mittel der Regulierung seines Wohlbefindens selbst und vollzieht damit einen wichtigen Schritt von der Abhängigkeit zur Autonomie.

Im engeren Sinn stellt das Tonfeld selbst ein Übergangsobjekt dar, einen Übergang zum Objekt. Indem sich das Ich aus der Verflochtenheit löst, schafft es auf seine Weise ein Objekt und kann sich diesem selbst als Subjekt gegenüberstellen. Diesen Prozess durchlaufen wir immer wieder aufs Neue in der Aktualgenese am Tonfeld (s. Kap. 2.5).

Setting 8

Gestaltungs- und Handlungsebene:

Frau Schmidt räumt allein das Tonfeld ein, nachdem ich den Ton neben sie gestellt hatte. Ich gehe wieder lange auf die Streckung ein und ihre Handabdrücke im Ton. Frau Schmidt glättet das Feld mit Wasser. Sie ist jetzt sehr viel mehr beteiligt. Dabei entdeckt sie auch ihre Hände und streicht über den flachen Handrücken. Frau Schmidt sticht mit dem Zeigefinger schräg in den Ton und gräbt eine Rinne aus, während ich eine Maus anfertige. Ich setze sie an den Tonfeldrand: „Die schaut uns jetzt zu“. Frau Schmidt lacht. Ich hebe eine Mulde aus und baue ein Bad für die Maus. Ich fülle Wasser hinein und lasse sie hinein rutschen. Frau Schmidt ahmt mich nach und baut auch ein Bad. „Jetzt kann sie sich auch aussuchen, wo sie rutschen will“ meint sie. Es kommt etwas Spielerisches mit

hinein. Nach einer Weile kommt von ihr der Vorschlag, diese zwei Schwimmbecken zu verbinden. Ich halte das Tonfeld und Frau Schmidt schafft eifrig eine Verbindung (Abb. 9). Sie wird so breit, dass die Maus von einem Becken zum anderen schwimmen kann. Frau Schmidt packt kräftig zu. Mit den gesamten Unterarmen weiten wir die Verbindung aus und streichen durch den Kanal. Ich mache den Vorschlag einen Tunnel zu bauen, indem Frau Schmidt ihren Arm hineinlegt und ich diesen dann mit Ton einpacke (Abb. 10). Sie kommt dabei zu sich, erfährt sich und es kehrt spürbar Ruhe ein. Ihr Gesicht war gut durchblutet, sie bekam rote Wangen. Die Temperaturunterschiede des Tons auf ihrem Arm und im Feld nimmt Frau Schmidt sensibel wahr.



Abbildung 9: Frau Schmidt schafft eine Verbindung zwischen den zwei Schwimmbecken.

Reflexion:

Frau Schmidt scheint sich aus der unmittelbaren Nachahmung zu lösen und eigenen Gestaltungen nachzugehen. Ich unterstütze sie dabei, indem ich z.B. das Tonfeld festhalte, während sie eifrig zur Tat schreitet. Ich bringe ihr Wertschätzung entgegen, dadurch fühlt sie sich anerkannt und bestätigt in der Beziehung zu mir. Mir wird deutlich, mit welchem Geschick Frau Schmidt ihre Hände gebraucht und wie sie planvoll ihre Gestaltungsideen umsetzt. Durch



Abbildung 10: Ich packe den Unterarm von Frau Schmidt in Tonerde ein.

das Einpacken des Armes nimmt sich Frau Schmidt über ihre Sinne wahr. Sie lässt mich nicht nur tun, sondern sie be-greift sich auch über ihr eigenes Zutun.

Mit dem Übergangsobjekt ist es erneut gelungen, ein vermutetes Bedürfnis von Frau Schmidt aufzugreifen, nämlich einen „Möglichkeitsraum“ (WINNICOTT 1979 in KHAN 2003, S. 158) zwischen uns beiden aufzutun, in dem sich ihre Phantasie entfalten kann. Das Spielen ermöglicht aus einer gewissen Distanz, innere und äußere Realität in Beziehung zu setzen, z.B. die Maus hat Hunger und muss gefüttert werden. Wurde das Übergangsobjekt genug gehegt und geliebt oder gehasst und misshandelt, kann es erfahrungsgemäß auch zerstört werden und gleichzeitig etwas Neues entstehen. Damit die Maus beispielsweise mit der Zerstörung nicht verschwunden ist, muss eine schöpferische Konstanz vorhanden sein, wodurch diese im Inneren repräsentiert ist und als erworbene Erfahrung existieren kann. H. DEUSER bezeichnet diesen Vorgang als „Handlungsambivalenz“ (mündl. unveröffentlichte Mitteilung).

Setting 9

Gestaltungs- und Handlungsebene:

Frau Schmidt räumt das Feld ein (Abb. 11). Der Ton ist sehr trocken, ich bestärke sie im Druck und betone die Streckung im Rücken. Sie nimmt Wasser und benetzt die Oberfläche des Feldes. Ich gehe auch mit ins Feld und setze wieder eine Maus an den Tonfeldrand. Mit dem Daumen sticht sie ein Loch in die Mitte des Tonfeldes. Dieses weitet sie aus und formt einen Tunnel daraus. Mit beiden Händen greift sie kraftvoll zu. Die Maus benetzt sie mit Wasser, damit sie glänzt. Dabei ist sie ganz



Abbildung 11: Frau Schmidt drückt ihre Handflächen kräftig in den Ton und nimmt dabei ihren Abdruck wahr.

feinfühlig. Es entstehen Röhrensysteme, schließlich hebt sie einen Pool aus und setzt eine kleine Maus neben die große. Frau Schmidt schlägt vor, die beiden Pools zu verbinden und füllt Wasser ein. Die kleine Maus kann durch den Tunnel schwimmen, die große passt nicht hindurch. „Vielleicht ist der auch nur für die kleine Maus“ meinte ich. Frau Schmidt schlägt vor, für die große Maus am unteren Tonfeldrand einen Tunnel zu bauen. Die Bewegungen ihrer Hände sind koordiniert und orientiert. Sie hebt eine ganze Platte

Ton an und steckt ihre Hand hinein, um einen Tunnel zu bilden (Abb. 12). Frau Schmidt testet den Tunnel mit der großen Maus, sie bleibt stecken. Zunächst packen wir einen Unterarm gemeinsam ein. Sie ist sehr beteiligt, im Streichen mit Wasser berührt sie sich selbst und nimmt sich und ihren Körper wahr. Ich mache ihr den Vorschlag, von beiden Seiten die Unterarme hinein zu stecken, und ich packe dann ihre Hände ein. Das kostet sie lange aus, auch als wir gestört



Abbildung 12: Frau Schmidt hebt den Ton an und beginnt einen Tunnel zu formen.

werden, bleibt sie mit ihrer Aufmerksamkeit beim Tonfeld. Dann nimmt sie ihre Hände heraus und begutachtet staunend diesen großen Tunnel, über den sie gefühlvoll streicht. Sie geht wiederholt mit den Händen in den Tunnel.

Reflexion:

Mit der Maus kommt etwas Spielerisches und Experimentelles in die Handlung. Frau Schmidt baut Tunnels und Röhren, füllt Wasser hinein, lässt die Maus schwimmen usw. Dabei holt sie v. a. sensomotorische Bedürfnisse in der Arbeit nach: Die Leibwahrnehmung in aufrechter Haltung über den Druck, das Tasten durch die Berührung in den Handflächen und den Hautsinn im Einpacken des Unterarmes. Zu dem, was sie tut und gemacht hat, nimmt sie sichtlich Beziehung auf, indem sie z. B. den Tunnel genau betrachtet, ertastet und experimentell mit ihm umgeht. Im Versuch, ob die Maus durch den Tunnel passt, unterscheidet Frau Schmidt Zweck und Mittel. Die Abfolge ihrer Handlungen ist auf einen Zweck hin ausgerichtet und nicht mehr nur zufällig aneinandergereiht.

Setting 10

Gestaltungs- und Handlungsebene:

Das Einräumen des Tonfeldes, die Maus und das Einpacken der Arme wurde zu einer Art Ritual. Es entsteht eine ganze Schwimmbadlandschaft mit Liege, Sonnenschirm, Kiosk, Sprungbrett (Abb. 13) Frau Schmidt entwickelt dabei Phantasie.

Sie schmiert ihre Hände ausgiebig mit Tonschlamm ein. Wir tragen beide zur Gestaltung bei, jedoch hat jede ihr eigenes Vorgehen und ihren eigenen Handlungsstrang, die Nachahmung ist nicht mehr im Vordergrund.



Abbildung 13: Frau Schmidt greift kompetent, um die beiden Schwimmbecken zu verbinden.

Reflexion:

Das Feld räumt Frau Schmidt mit Lust ein, im Sinne von „schau mal was ich kann“. Sie will in ihrer Kompetenz wahrgenommen werden. Oft ist es so, dass eine idyllische Landschaft wie hier das Schwimmbad die Vorbereitung auf ein Unwetter darstellen kann, das zur Zerstörung des ganzen führen würde. Frau Schmidt würde im Zerstören ihre Aggression ausleben können, wodurch sie Lebenstüchtigkeit für sich gewinnen würde.

Über die sich wiederholende Handlung bauen wir in unserer gemeinsamen Arbeit ein Ritual auf. Zunächst erfährt Frau Schmidt darüber Konstanz und Verlässlichkeit. Zunehmend entwickelt sie dieses Geschehen eigenständig weiter, es wird modellierbar und veränderbar.

Setting 11

Erste Begegnung:

Es ist sehr heiß heute. Daher habe ich das Tonfeld in der Keramikwerkstatt, in der es etwas kühler ist, aufgebaut. Heute findet unsere letzte Tonfeldeinheit vor meinem Praktikumsende statt. Frau Schmidt kommt pünktlich, obwohl in der Wohngruppe ein Geburtstag bei Kaffee und Kuchen gefeiert wurde. Ihr Gesichtsausdruck wirkt offen und freudig. Ohne mein Hinweisen holt sie sich einen Kittel.

Gestaltungs- und Handlungsebene:

Frau Schmidt räumt zunächst den gesamten Ton aus dem Eimer ins Feld. Erst dann beginnt sie, den Ton im Feld zu verteilen und anzudrücken. Ich betone wieder die Körperwahrnehmung im Rücken. Wir setzen uns. Bevor Frau Schmidt die Hände auf den Ton legt, greift sie zum Wasser und glättet den Ton. „Das tut gut, das kühle Wasser“ meine ich. „Jaaa“, antwortet Frau Schmidt. Sie kostet das Streichen über den Ton und über ihre Hände lange aus (Abb. 14). Dabei erlebe ich sie sehr wach und bei sich. Ich ahme sie nach. Sie greift in den Ton und nimmt ein Stück heraus. „Darf ich raten, was du machst?“ frage ich. „Ich setze uns eine Maus an den Tonfeldrand“, sagt Frau Schmidt. Wo sie den Ton entnommen hat, entsteht ein Schwimmbecken, daneben ein zweites, das sie mit einem Tunnel verbindet. Ihre Hände greifen kompetent und entschlossen, sie hat viel Geschick entwickelt (Abb. 15). Im Streichen ist sehr viel Selbstberührung der Hände.



Abbildung 14: Frau Schmitt nimmt jetzt deutlich mehr Raum ein und streicht lange mit den Handflächen über die Tonerde.



Abbildung 15: Frau Schmidt setzt ihre Hände geschickt ein, um Röhren zu bauen.

Reflexion:

Frau Schmidt hat sehr große Fortschritte im Tonfeld gemacht. Plötzlich kommt sie aus sich selbst heraus ins Tun, ohne dass ich vorausgehe. Unser Ritual wird für Frau Schmidt zur Handlungsanweisung und ermöglicht ihr, eigene Gestaltungsschritte zu tun. Sie hat zusehends eigenständiges Handeln entwickelt. Dabei setzt sie ihre Hände geschickt ein.

Was sie zunächst über die Nachahmung erprobte, konnte sie in immer differenzierteren Schemata für sich erwerben (vgl. Kap. 2.2). Im Tonfeld nimmt sie jetzt deutlich mehr Raum ein, ich bin nur noch am Rand dabei und überlasse ihr zunehmend das Feld.

4.4 Zusammenfassung

Dieser Entwicklungsverlauf zeigt die grundlegende Bedeutung der therapeutischen Beziehung, um orientiertes und eigenständiges Handeln zu entwickeln. Zunächst ging es in unserer gemeinsamen Arbeit um den Aufbau einer Beziehung mit Hilfe des gemeinsamen Gestaltens im Tonfeld. Über die Nachahmung, das Aufgreifen ihrer Bedürfnisse und die damit verbundene Anerkennung konnte Frau Schmidt Vertrauen und Verlässlichkeit in der Beziehung zu mir erfahren. Dadurch gewann sie auch Halt im Tonfeld, der ihr zunehmend beidhändiges Arbeiten ermöglichte. Nach und nach konnte sie sichtlich mehr Raum einnehmen, bis sie zuletzt beinahe das gesamte Feld bearbeitete. Sie konnte mit der gesamten Handfläche in Berührung mit dem Material kommen und dieses Streichen auch auskosten (Abb. 14). In Gestalt eines schließlich ritualisierten Vorgangs konnte Frau Schmidt spielerisch Phantasie entfalten, ihr Bewegungsrepertoire ausweiten und so eigenständiges Handeln entwickeln.

Die mir übertragene und geforderte Rolle in der Funktion der Halt bietenden, verlässlichen und vermittelnden Begleiterin konnte ich einlösen, so dass Frau Schmidt aus dieser Erfahrung heraus die dargestellten Entwicklungsschritte tun konnte. Über die Beziehung zu mir konnte sie sich stabilisieren, sich selbst darin begegnen und eigene Schemata entwickeln.

Im Verlauf dieses Prozesses berichtete mir ihr Betreuer, Frau Schmidt würde auch ihren alltäglichen Aufgaben in der Wohngemeinschaft zuverlässiger nachgehen. Sie müsse nicht ständig ermahnt werden. Leider war es Frau Schmidt nicht möglich, diese Eigenschaften - Zuverlässigkeit und Eigenverantwortlichkeit - dauerhaft in ihren Alltag zu integrieren. Hierzu wäre eine konstante Begleitung über einen längeren Zeitraum in der Arbeit am Tonfeld® notwendig.

5 Schlussgedanken und Ausblick

Die therapeutische Beziehung ist ein sehr grundlegendes und vielschichtiges Geschehen. In ihr kommt die menschliche Erfahrung die wir im Laufe unseres Lebens aus Beziehungen erworben und verinnerlicht haben zum Ausdruck. Unsere innere Lebensgeschichte hat durch uns ihre individuelle emotional-kognitive Bedeutung erhalten. In der therapeutischen Beziehung kann sie durch neue Begegnungserfahrungen veränderte Bedeutungszusammenhänge und eine neue Qualität im Erleben erhalten. Die Kunsttherapie ermöglicht den Ausdruck vorsprachlicher, unbewusster Inhalte im Umgang mit dem Material. Sie versucht Bedingungen zu schaffen, damit ein erfüllter Dialog sowohl in der Gestaltung, als auch in der Beziehung zum Therapeuten ermöglicht wird.

Die Arbeit am Tonfeld® ist in besonderer Weise darauf ausgerichtet. Sie knüpft unmittelbar an frühe Erfahrungen unseres primären Umfeldes, an die Erfahrung von Welt überhaupt, an. Durch unsere Schemata kommen die erworbenen Erfahrungen in unserer Bewegung im Tonfeld zum Ausdruck. In der unmittelbaren Berührung mit dem Material werden Körper- und Selbstwahrnehmung aktiviert und differenziert mit Hilfe von Berührungsempfinden und Tastsinn. „Leibhaftige“ Erfahrungen und Gefühle können neu wahrgenommen und ausgedrückt werden. Die Gestaltung entsteht im Aufeinandertreffen mit dem Material, im Auseinandertreten von Ich und Anderem. In der Differenzierung von Ich und Objekt gewinnt der Gestaltende Einsicht in sein eigenes Beziehungsgeschehen. In der Gestalt wird das was uns in unserer Bewegung berührt, Gegen-Stand unserer Wahrnehmung. Sie wird fassbar, begreifbar und wandelbar – sie fordert zu neuer Bewegung heraus.

Der Begleiter gestaltet den Beziehungsraum aktiv mit, das neutrale Material Tonerde gibt „nur“ die eigene Bewegung wieder, so dass auf beiden Ebenen korrigierende Beziehungserfahrungen ermöglicht werden. Veränderte Bewegung bedeutet auch Ausgleich und damit Erfüllung eines Entwicklungsbedürfnisses. Damit verändern sich auch unsere Wahrnehmungsschemata, die unsere Erfahrungen mit der Umwelt repräsentieren.

Die Auseinandersetzung mit dem Gestaltkreis und der Arbeit am Tonfeld® hat mir den Zusammenhang und die Bedeutung von bewegendem Ausdruck und wahrnehmendem Eindruck im gestalterischen Prozess nochmals deutlich vor Augen geführt. Der Gestaltungsprozess kann als fortwährender Formungs- und Erkenntnisprozess an der Schwelle zum Bewusst-werden in Wechselwirkung von Wahrnehmung und Bewegung verstanden werden. Meiner Meinung nach liegt das besondere der Kunsttherapie darin zu unterstützen,

was sich gestalten will. Damit ist der Blick auf die Potenziale des Menschen gerichtet, und nicht mehr auf das Verhindernde oder gar Krankmachende. Auch hier kann ein Ausgleich geschaffen werden, indem sich schlummernde Ressourcen entfalten und dadurch wieder mehr Gewicht bekommen - die Waage wieder in ein Gleichgewicht bringen.

Gelingt es in der therapeutischen Beziehung, einen vertrauensvollen Rahmen zu schaffen, entsteht ein geschützter Raum – ein Möglichkeitsraum – in welchem wir nicht mehr festgelegt sind auf Rollen und Normen. Wir können uns neu erkennen in der Beziehung und wir können in der Gestaltung das Wagnis des Neuen und Unbekannten eingehen. Erkenntwerden und sich selbst Erkennen in der Beziehung zum Therapeuten sowie das Erkennen unserer Beziehungswirklichkeit im gestalterischen Dialog, verändern unsere Wahrnehmung von der umgebenden Welt und uns selbst.

Damit ist der Bogen zum einleitenden Zitat geschlossen:

Wer künstlerisch formt,
formt sich selber.

(HENRY SCHAEFER-SIMMERN in SCHOTTENLOHER 1994 Bd.1, S. 28)

6 Nachwort

Mit der Abgabe meiner Diplomarbeit geht auch die Studienzeit an der Nürtinger Fachhochschule zu Ende. Zunächst werde ich wahrscheinlich keine Möglichkeit haben, in der Arbeit am Tonfeld® zu praktizieren. Meine kunsttherapeutische Arbeit in der Baar-Klinik Donaueschingen, einer psychosomatischen Klinik, wird in Gruppen stattfinden. Angeregt von diesen Inhalten und bestärkt in der Überzeugung, dass strukturelle Bedürfnisse, allerdings nicht so unmittelbar, auch in anderen Gestaltungsprozessen zum Vorschein kommen, möchte ich meinen Blick auf die vielgestaltigen individuellen Ausdrucksformen, aber auch auf die Gemeinsamkeiten darin richten.

7 Literaturverzeichnis

- BENEDETTI, G. (1998): Psychotherapie als existentielle Herausforderung (2. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- BERNHARD-HEGGLIN, A. (1999): Die therapeutische Begegnung - Verinnerlichung von Ich und Du. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- BRÄUTIGAM, W., CHRISTAN, P. und VON RAD, M. (1992): Psychosomatische Medizin (5. Aufl.). Stuttgart, New York: Thieme.
- BROCKMANN, A. D. (2001): "Ich wollte immer schon das Ganze haben" - Kinder bei der Arbeit am Tonfeld, in DOERING, W. und DOERING, W. (Hrsg.). Von der sensorischen Integration zur Entwicklungsbegleitung - Von Theorien und Methoden über den Dialog zu einer Haltung. Dortmund: borgmann, S. 75 - 104.
- BROCKMANN, A. D. (2002): "Bewegung wird Gestalt" - Die Arbeit am Tonfeld nach Heinz Deuser, in PETERSEN, P. (Hrsg.). Forschungsmethoden Künstlerischer Therapien. Stuttgart, Berlin: Johannes M. Mayer, S. 206 - 226.
- BROCKMANN, A. D. (2004): Sinnen-Bewusstsein und Sinnwandel in der Arbeit am Tonfeld, in DEUSER, H. (Hrsg.). Bewegung wird Gestalt - Der Handlungsdialog in der Arbeit am Tonfeld. Bremen: edition doering, S. 246 - 261.
- BUBER, M. (1962): Das dialogische Prinzip. Heidelberg: Lambert Schneider.
- BUGGLE, F. (1993): Die Entwicklungspsychologie Jean Piagets (2. Aufl.). Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.
- CHRISTIAN, P. (1952): Das Personverständnis im modernen medizinischen Denken. Tübingen: J. C. B. Mohr.
- DEUSER, H. (2002): Welchen Grund bietet nonverbale Arbeit für die Wissenschaft? Überlegungen und Beobachtungen am Beispiel der Arbeit am Tonfeld, in PETERSEN, P. (Hrsg.). Forschungsmethoden Künstlerischer Therapien. Stuttgart, Berlin: Johannes M. Mayer, S. 227 - 249.
- DEUSER, H. (2004): Grundlagen zur Arbeit am Tonfeld - Studie zur Theorie und Praxis einer averbalen Arbeit, in DEUSER, H. (Hrsg.). Bewegung wird Gestalt. Bremen: W. und W. Doering, S. 33 - 78.

- DOERING, W. und DOERING, W. (2001): Von der sensorischen Integration zur Entwicklungsbegleitung – Von Theorien und Methoden über den Dialog zu einer Haltung. Dortmund: borgmann.
- DORNES, M. (1999): Der kompetente Säugling - Die präverbale Entwicklung des Menschen (9. Aufl.). Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- ERIKSON, E. (1971): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- GEHLEN, A. (1975): Urmensch und Spätkultur (3. Aufl.). Frankfurt am Main: Athenaiion.
- HABERMAS, T. (1996): Geliebte Objekte: Symbole und Instrumente der Identitätsbildung. Berlin, New York: de Gruyter.
- HEIDEGGER, M. (2001): Sein und Zeit (18. Aufl.). Tübingen: Max Niemeyer.
- JACOBY, M. (1998): Grundformen seelischer Austauschprozesse – Jungsche Therapie und neuere Kleinkindforschung. Düsseldorf, Zürich: Walter.
- JACOBY, M. (2000): Übertragung und Beziehung in der Jungschen Praxis (3. Aufl.). Düsseldorf, Zürich: Walter.
- JUNG, M. (1996): Dilthey zur Einführung (1. Aufl.). Hamburg: Junius.
- KEGAN, R. (1986): Die Entwicklungsstufen des Selbst - Fortschritte und Krisen im menschlichen Leben. München: Kindt.
- KHAN, M. MASUD R. (2003): Erfahrungen im Möglichkeitsraum - Psychoanalytische Wege zum verborgenen Selbst (2. Aufl.). Frankfurt am Main: Dietmar Klotz.
- KUNZMANN, P., BURKARD, F.-P. und WIEDMANN, F. (Hrsg.). (2001): Philosophie (9. Aufl.). München: dtv.
- LIMBERG, R. (1998): Kunsttherapie bei frühen Störungen - Strukturbildung und Identitätsentwicklung mit den Mitteln der Kunst. Aachen: Shaker.
- MEAD, G. (1998): Geist, Identität und Gesellschaft (11. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.
- MENZEN, K-H. (2001): Grundlagen der Kunsttherapie. München, Basel: Reinhardt.
- MILLER, P. (1993): Theorien der Entwicklungspsychologie (3. Aufl.). Heidelberg, Berlin, Oxford: Spektrum.

- PIAGET, J. (1995): Intelligenz und Affektivität in der Entwicklung des Kindes (1. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- REDDEMANN, L. (2003): Imagination als heilsame Kraft - Zur Behandlung von Traumafolgen mit ressourcenorientierten Verfahren (8. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- RÜCKERT, F. (1978): Am Abend zu lesen – Aus der Weisheit der Brahmanen. Freiburg: Herder.
- SCHARLAU, I. (1996): Jean Piaget (1. Aufl.). Hamburg: Junius.
- SCHOTTENLOHER, G. (2002): Prozessforschung in der Kunsttherapie - Das entwicklungspsychologische Modell von Norbert Bischof zur Erfassung von Verläufen in der Kunsttherapie, in PETERSEN, P. (Hrsg.). Forschungsmethoden künstlerischer Therapien. Stuttgart, Berlin: Johannes M. Mayer, S. 403 - 420.
- SCHOTTENLOHER, G. (1994): Weg als Ziel: Bildnerisches Gestalten und Therapie? in SCHOTTENLOHER, G. (Hrsg.). Wenn Worte fehlen sprechen Bilder – Bildnerisches Gestalten und Therapie. Band 1: Künstler als Therapeuten? München: Kösel, S. 28 – 65.
- STERN, D. N. (1993): Die Lebenserfahrung des Säuglings (3. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- TÖLLE, R. (1999): Psychiatrie (12. Aufl.). Berlin, Heidelberg: Springer.
- TRÜB, H. (1971): Heilung aus der Begegnung (3. Aufl.). Stuttgart: Klett.
- WEIZÄCKER, V. v. (1973): Der Gestaltkreis (1. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.
- WINNICOTT, D. W. (1973): Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart: Ernst Klett.
- WINNICOTT, D. W. (1983): Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- WYSS, D. (1991): Die tiefenpsychologischen Schulen von den Anfängen bis zur Gegenwart - Entwicklung, Probleme, Krisen (6. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- YALOM, I. D. (2002): Der Panama-Hut – oder was einen guten Therapeuten ausmacht (4. Aufl.). München: Goldmann.

8 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Wahrnehmungs- und Begleitungsmodell (DEUSER 2002, S. 236); S. 12.

Abbildung 2: Beziehungsgeflecht zwischen Therapeut und Klient (JACOBY 2000, S. 47); S. 37.

Abbildungen 3 bis 15 sind der beiliegenden DVD entnommen:

Abbildung 3: Anfangsbewegung; S. 42.

Abbildung 4: Als ich mitmache, sind die Bewegungen von Frau Schmidt orientierter; S. 43.

Abbildung 5: Frau Schmidt streicht sich die Hände mit Tonschlamm ein; S. 45.

Abbildung 6: Mit kräftigem Druck auf die Handwurzeln räumt Frau Schmidt das Tonfeld ein; S. 46.

Abbildung 7: Gestaltung am Schluss des Settings; S. 47.

Abbildung 8: Frau Schmidt setzt ihre linke Hand jetzt häufiger ein; S. 48.

Abbildung 9: Frau Schmidt schafft eine Verbindung zwischen den zwei Schwimmbecken; S. 51.

Abbildung 10 Ich packe den Unterarm von Frau Schmidt in Tonerde ein; S. 51.

Abbildung 11: Frau Schmidt drückt ihre Handflächen kräftig in den Ton und nimmt dabei ihren Abdruck wahr; S. 52.

Abbildung 12: Frau Schmidt hebt den Ton an und beginnt einen Tunnel zu formen; S. 53.

Abbildung 13: Frau Schmidt greift kompetent, um die beiden Schwimmbecken zu verbinden; S. 54.

Abbildung 14: Frau Schmidt nimmt jetzt deutlich mehr Raum ein und streicht lange mit den Handflächen über die Tonerde; S. 55.

Abbildung 15: Frau Schmidt setzt ihre Hände geschickt ein, um Röhren zu bauen; S. 55.

9 Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre hiermit eidesstattlich:

- dass ich meine Diplomarbeit selbständig und ohne fremde Hilfe angefertigt habe;
- dass ich die Übernahme wörtlicher Zitate aus der Literatur sowie die Verwendung der Gedanken anderer Autoren an den entsprechenden Stellen innerhalb der Arbeit gekennzeichnet habe;
- dass ich die Arbeit in Übereinstimmung mit den Ethik-Richtlinien der FHKT und insbesondere unter Berücksichtigung der Schweigepflicht und ihrer Handhabung in der betroffenen Institution verfasst habe.

Ich bin mir bewusst, dass eine falsche Erklärung rechtliche Folgen haben kann.

Ursula Buchstab

Tübingen, im Januar 2005